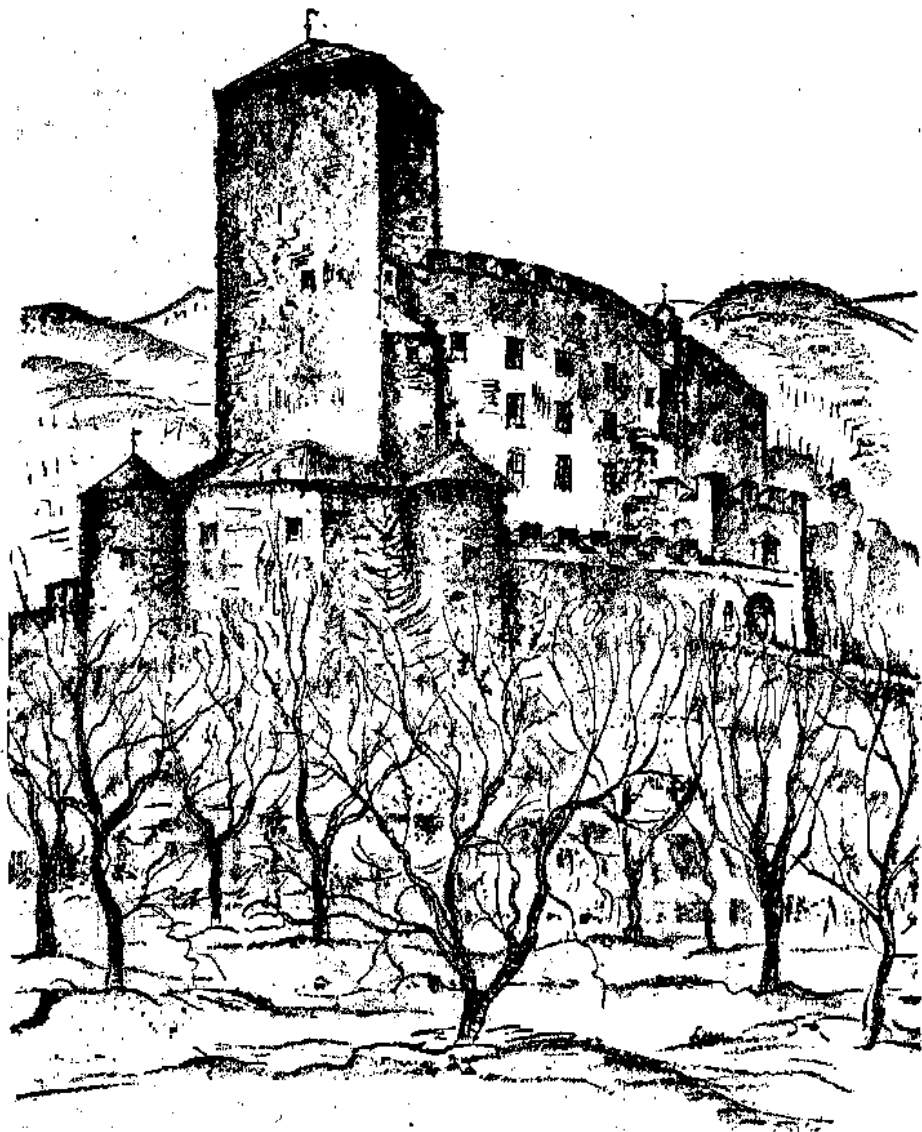


# Mitteler Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

Juni, Folge 6.

**Redaktion:** Dr. Ernst Winkler, Wien,  
Osttirol, Postfach 22. Alle redak-  
torische Beiträge und Anzeigen wollen rechtzeitig  
gesendet werden.

**Verwaltung:** Alle geschäftlichen Zuschrif-  
ten und Sendungen, wie  
Abbestellungen, Adressänderungen und Geldsen-  
dungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der  
„Wiener Nachrichten“, Wien, Postfach 22.

**Bezugspreise:** Jahresabonnement (12  
Nummern) einschließlich  
Postaufendung und Verpackung, jedoch ohne „Wiener  
Nachrichten“ 5 Schilling, mit denselben 7 Schilling  
20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr.  
Einzelnnummer 40 Groschen. Zur Beachtung: In Os-  
tirol können die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit  
den „Wiener Nachrichten“ bezogen werden.  
Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Erfolg.

## Zeiger:

Osttirol unter französisch-illirischer Herrschaft. 1810-1813. (Fortsetzung.) Von Koop. Karl  
Maister, Farnas.

Fitte Glocken. Von Koop. Karl Maister, Farnas.

II. Die Altten Glocken von Farnas.

Die neuen Glocken der Franziskanerkirche in Wien. Von P. Peter Maier, Gwardian.

Illirischer Stillelein. 8. Die verschobene Kirche. Von E. Angerle.

Die 4 Evangelisten vom Glanzberg. Von Oberlehrer Joh. Brugger, Prägraten.  
Bücherschau.

Richtigstellung.

# Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Wien,

(Bauernheim)

ist populärer wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen,  
insbesondere zur Veranlagung von Mäandeln, Geldern und Rationen bestens  
geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

## Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck Niederlassung Wien, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung  
zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlags-  
dauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupon) und  
verlosten Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks,  
Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft auslän-  
disches Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt  
Erneuerungsscheine und neue Zinsscheinebogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in  
Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen  
gegen mäßige Gebühren.

## Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Wien (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche  
Bankgeschäfte besorgt.

# Osttiroler Heimatabblätter

Beilage der „Lienzener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

Juni 1926

Seite 6

## Osttirol unter französisch-illyrischer Herrschaft. 1810—1813.

Von Koop. Karl Malster, Anras.

### 5. Viehhandel.

Noch größere Nachteile für die Landwirtschaft als die Sperre der Grenzen gegen ausländisches Salz brachte die Sperre für die Ausfuhr des selbst „erzögleten“ Viehes. Es durfte zwar Vieh eingeführt werden ohne Zoll, aber die Ausfuhr aus Illyrien war unter den strengsten Strafen untersagt, durch welche Verfügung namentlich die Osttiroler einfach zum Schmuggeln gezwungen wurden. Wiederholt weist Wohlgemuth auf die Notwendigkeit hin, dieses Ausfuhrverbot aufzuheben; der einzige „aktive“ Handel beschränkte sich im Iseltale auf den Verkauf des Viehes, bisher wurde dasselbe seit undenklichen Zeiten auf den großen Pustertalermärkten an Itallener verkauft, einmal weit es dahin (Rindvieh nach Brimek — Stegermarkt, Kleinvieh nach Lobach und Welsberg) mit ganz geringen Kosten an Zeit und Geld getrieben werden konnte und dann, weil das Nachbarland Kärnten Viehüberfluß hat und deshalb nicht nur keinen Bedarf für's Iseltaler Vieh hatte, sondern selbst noch nach Lienz und ins Pustertal verkaufte. Dadurch allein schon bekommt die Einladung des Intendanten, das Osttiroler Vieh nach Villach und Laibach zu treiben, um es dort abzusetzen, ein lächerlich-frozzelndes Aussehen.

Die Unannehmlichkeit dieser Zumutung schon mit Rücksicht auf die Transportkosten allein, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit eines halbwegs guten Absatzes, beleuchten ausführliche Tabellen. Das Deferegger Vieh kann z. B. in 1½ Tagen auf die Pustertaler Marktplätze gestellt werden im Sommer um 12 kr., im Winter um 24 kr. (Transportkosten pro Stück), um es nach Villach zu bringen sind mindestens 5—6 Tage notwendig (nach Laibach doppelt soviel) und weil das Vieh überall fast mit Heu gefüttert werden mußte, wären unbedingt 3, bezw. 6 fl. für jedes Stück an Futterkosten zu rechnen, dazu noch 10 bezw. 20 fl. für jede Begleitperson.

Der Intendant wollte auch wissen, wie unter der früheren Regierung die Sache wegen der Vieh-Aus- und Einfuhr gehandelt worden wäre. Daraufhin

schreibt der Maire: „Unter den vorigen Regierungen suchte man den Untertanen im Lande Salzburg die Ausfuhr derjenigen Artikel, welche durch ihren Aftiohandel baares Geld ins Land brachten, und den Wohlstand des Landes und der Untertanen befördern, soviel als möglich zu erleichtern und setzte auch deswegen eine sehr geringe Maut aufs Vieh. So zahlte früher ein von W. Mattrey ins Ausland verkauftes Pferd 3 kr. Maut und von jedem Guld den Kauffchilling 1 kr. Kaufrecht; ein Ochse, Terze oder Stier 2½ kr., eine Kuh, Kalben oder Bügg-rind 1 kr., Kleinvieh (Schaf, Ziegen, Schweine) 1 Pfennig.“ Für den tirolischen Teil Defereggens bestand ein nicht wesentlich höherer Mauttarif für Ausfuhrvieh. (Bei dieser Gelegenheit erfragen wir die Zollgebühren, die für die das salzburgische Gebiet in W. Matrei transitierenden Waren eingehoben wurden: Für je 1 Saum Brandwein, Wein, Getreide (10 Matreier Bierling), Schmalz, Käse, Schotten, Schmeer, Kupfer, Eisen, Blei je 2 kr., für 1 Saum Salz 2 Pfennige, 1 qu. Wolle 25 kr., für eine Elle Foden 2 Pfennige; „dieß war die alte, seit mehreren 100 Jahren bis auf die gegenwärtige Periode der Staatsumwälzungen bestandene Mauttariffa, welche den Untertanen nie einen Anlaß hat geben können, das höchste Verbot (durch Schmuggel) zu defraudieren, oder auf der andern Seite zu murren, dieses seye in seinen Forderungen unbillig und zu überspannt.“)

Erst nachdem die heutigen Grenzorte illyrisch geworden, gingen, da im Prinzip noch die alten österr. Gesetze geltend waren, die Ausfuhrzölle zu steigen an und zwar bis zu 5 fl. pro Stück. Mit dem Inkrafttreten der illyrischen Gesetze wurde jede Ausfuhr verboten. „Woher soll nun“, so klagt Wohlgemuth, „der Wohlstand der illyr. Einwohner kommen, wenn ihr Haupterwerb gehemmt ist, wie wird's möglich sein, dem Gouvernement die direkten Steuern, welche bey manchen um mehr als das 4-fache gegen früher erhöht sind, abzuführen, wie die Einregistrierungs-Stempeltaxen zu bestreiten, der Auflagen auf Salz und Tobac nicht zu gedenken und der Consumgebühren? Unmöglich, außer alle

Quellen, aus denen vorhin der Wohlstand des Untertanen floß, werden verzehnfacht und neue eröffnet." Der Maire will aber nicht nur in nutzlosen Klagen sich ergehen, er „nimmt sich auch die Freiheit“, dem H. Intendanten positive Vorschläge zu machen, wie dieser rasch fortschreitenden Verzerrung Einhalt geboten werden könnte: 1. durch Ausfuhrbewilligung für das Vieh, 2. durch Festsetzung eines nur geringen Ausfuhrzollens (von höchstens 4 Fr. beim hochwertigsten Vieh — jährigen Ochsen) und 3. durch Festsetzung eines Einfuhrzollens für fremdes Vieh in der halben Höhe des entsprechenden Ausfuhrzollens.

Wohlgemuths umfangreicher Bericht, verfaßt auf Grund zahlreicher statistischer Tabellen, ging am 20. Mai 1812 (XV. 3. 6.); unterm 6. Dezember (XV. 7) meldet eine Zuschrift des Subdelegues, daß „S. k. k. Majestät die Ausfuhr des Rindviehes ins Ausland gegen einer Mauthgebühr von 10 Fr. und einem Zehntel darüber erlaubt.“ Zum Teil hatten die energischen Vorstellungen der Östirer doch einen Erfolg aufzuweisen.

Aus den vorhandenen Tabellen läßt sich folgende Viehstands- Uebersicht gewinnen:

	Matrei (Markt u. Land)	Virgen (mit Prägraten)	Dejeregg (das ganze Tal)
Pferde . . . . .	148	80	10
Füllen . . . . .	21	10	3
Kühe und Kalben . . . . .	1088	800	850
Terzen . . . . .	280	200	100
Kälber unter 2 Jahren . . . . .	668	400	500
Schafe . . . . .	2587	3000	700
Ziegen . . . . .	1098	600	150
Schweine . . . . .	74	25	10

#### Verkaufs- Uebersicht:

Pferde . . . . .	19	—	4
Füllen . . . . .	10	—	—
Kühe und Kalben . . . . .	200	200	180
Terzen . . . . .	250	50	100
Kälber unter 2 Jahren . . . . .	360	350	300
Schafe . . . . .	1600	1500	600
Ziegen . . . . .	460	100	30

Preise pro Stück: Pferde 100–150 fl., Füllen 30–60 fl., Kühe und Kalben 20–40 fl., Terzen 30–40 fl., Kälber unter 2 Jahren 20–30 fl., Schafe 1.30–3 fl., Ziegen 3–5 fl.

Wohlgemuth berechnet einen Jahresertrag des Viehhandels für den Kanton W. Matrei von 62.132 Franken.

### 6. Der „kaiserlichen Fluß- und Wälder-Generalkonervation“

oblag die Aufsicht über Wald und Weide, über Bachverbauung, Straßeneinhaltung und Brückenbau. In Wien hatte v. Stein die Stelle der obersten Forstaufsicht inne, ein sehr genauer Herr, dem es die in Matrei stationierten „Förster 1. Kl. des kais. Forsts W. Matrei“, erst Keller und Gamper, dann Trein, an Strenge gleichzutun suchten. Nicht weniger als 20 Anzeigen wegen Forstfrevel wurden zwischen 22. Juni 1811 und 21. Mai 1812 von ihnen verfaßt; der Metzger Weber hatte durch Tagemaachen sehr viele Bäume verdorben und einen Schaden von 8 Fr. angerichtet; Anton Wallner in

Klausen hat durch unerlaubtes Weiden von 4 Stück Rindvieh im „kaiserlichen Klauswald“ einen Schaden von 6 Fr. verursacht; der bürgerliche Bäcker Joh. Birker hat „4 abgängige ganz durre Fichten“ im Werte von 4 Fr. gehackt; ihrer 4 Felder Bauern fällten zusammen auf Befehl des Maires „5 Fichtenstämme, worunter zwei ganz abgängige durre“ und zwar zum Behufe der Wiederherstellung der durch den heftigen Strom des Wassers gänzlich zu Grunde gerichteten Melchbrücke (damals einzige Verbindung zwischen Huben und Matrei). Dieser und ähnlicher Art waren alle die 20 zur Anzeige gebrachten Frevel. Ich meine, im Prinzip läßt sich gegen ein kleinlich-genaues Vorgehen ja nichts einwenden, aber die unerhörte Härte bestand darin, daß alle die Angezeigten vor „das Tribunal erster Instanz zu Villach als Polizey-Gericht in Forstsaaken, welches seinen Sitz im Kloster No. 183 hat“, vorgeladen wurden. (Zu vergleichen sind die Kosten eines Viehtreibers nach Villach und zurück, berechnet mit 10 fl. = 30 Fr.) Wohl hat Wohlgemuth durch den Aboue Advokaten Anton Werchitz in Villach für einige der Vorgeladenen und namentlich für die 4 durch seinen Befehl in die Patsche Gerathenen Einspruch gegen die Vorladung nach Villach erheben lassen, der aber recht wenig ermunternd zurückschreibt: „Das Tribunal selbst kann seine Competenz in Waldeffaffen an Niemanden andern übertragen, es ist das Vieh und des Monarchen Wille, daß alle Waldeffaffen nur beim Tribunal 1. Instanz verhandelt und abgemurtheilt werden und nur ein neuer Befehl Napoleons könnte hierin falls eine Aenderung treffen.“ Was die 1 lakrimirten Felder Bauern angehe, könne er nur auf den Fall des H. Kreisinspektors und Straßendirecteurs Luggar (in Villach) verweisen, „der aus einem kais. Walde Holz zur Herstellung einer Brücke an der Poststraße stakte, und zum Schadenersatz und Strafe nebst Tragung aller Unkosten verurtheilt wurde.“ H. Subdelegue hat schließlich diese letzte Angelegenheit, belegt mit mehreren Bittgesuchen, beim Intendanten gescheitert, zugleich (2. Okt. 1812) aber auch dem H. Maire empfohlen, „sich in Zukunft von solchen Anmaßungen gänzlich zu enthalten.“

Der Bedarf an Bau- und Brennholz mußte im Juli für das folgende Jahr angemeldet werden, auch aus die Mairie für Büche, Brücken und Straßen benötigte. (Der „Hflfluß“, der Lauerne, Bürger- und Innergeschlöbhad verlangten für das Jahr 1813 zusammen 474 große, 704 kleine Stämme und 358 Boschen.) Es stellte fürwahr keine geringe Last für die Gemeinde dar, wenn sie unter illyrischer Herrschaft ohne jeden Staatszuschuß für jede Art von Bachverbauung und Straßenerhaltung selbst aufkommen mußten, während früher, unter salzburgischer Herrschaft doch Zuschüsse aus den Staatskassen oder denen der milden Orte nicht selten geflößet wurden. (Vergleiche den Aufsatz über den „Bürgerbach“.)

Unter dem 7. Juni 1812 eröffnete der Subdelegue einen Beschluß der Intendantur vom 23.

Mai d. J., wosnach „alle Einwohner zur Unterhaltung der Gemeindeftraßen (andere gab es im Bezirke Matriei nicht) mitwirken müssen, sey es durch Handarbeit oder durch Beiträge in Baarem. Die Municipalbehörden können nur die Wittwen, welche arm sind, und die minderjährigen Waisen freisprechen.“ Hierbei wurde nach dem Schlüssel vorgegangen: 1 Tageslohn gilt „14 Kreuzers“ oder 50 Cent., eine Pferdeschicht 3mal soviel; die Leistungen wurden aufgeteilt auf die 365 $\frac{1}{2}$  Achatelhöfe oder Watschgerbaue des Arrondissements und die 23 Söhlhäuser. So wurden im Mai 1812 unter Wohlgenuths persönlicher Aufsicht 2667 Klafter der Straße Moserbrücke (Huben) bis Matriei „in sehr guten Zustand“ gesetzt. Im Bewußtsein erfüllter Pflicht empfiehlt der Maire auch die Straßen des Kantons Liens, namentlich zwischen Ainet und St. Johann i. B. einer „besonderen polizeilichen Würdigung“ durch den Intendanten, sowie die teilweise höchst lebensgefährlichen Wege nach Kals und Defereggien.

Das „Larenschneiten“ war anfänglich überhaupt untersagt, wurde aber mit Dekret vom 18. Dez. 1812 für die Monate Jänner und Feber 1813, jedoch nur ohne den Gebrauch von Steigeisen, gestattet.

Was die Viehweide in den kaiserlichen Waldungen betrifft, so hatten „sämtliche Gemeinden und Einwohner vor dem 20. April 1812 alle Rechtsätze und Dokumente vorzuweisen, kraft welchen sie einige Weiderechte ausüben.“ Dieselben wurden äußerst streng geprüft und das Weiderecht nur einer ganz beschränkten Anzahl von Parteien zugestanden (es findet sich nur eine Rechnung über „Weid-scheine“, 20 Stück zu 5 fl.).

### 7. Konjription.

Die Musterung der wehrfähigen Landesöhne im Alter von ca. 20 Jahren, ihre Ausbildung zum Militär war für Matriei, das nicht gleich dem übrigen Östirrol bereits kgl. bayr. Rekrutenstellungen über sich hatte ergehen lassen müssen, etwas Neues. Mitte Feber 1812 langte der Befehl ein, bis „Mittwoch den 19. Feber 1812, 8 Uhr früh alles Nötige zur Losziehung aller jener vorzubereiten, welche 1788 oder 1789 geboren waren. Sämtliche Maires und Syndics mit möglichst vielen Municipalräten, alle Seelsorger und der Ortschirurg J. Handl hatten sich auf der Mairie-Kanzlei einzufinden, der Subdelegur selbst, je ein Offizier der Gendarmerie und des Werbungsrates erschienen dazu, außerdem 5 Gendarmen. Gegen alle Erwartung (wie Wohlgenuth einmal an das Landgericht Zell a. J. bemerkte) erschienen sämtliche Conscriptionspflichtige selbst, oder vertreten durch Eltern und Vormünder, um „ihre Nummer zu heben“. 16 mackere Pfeldaler mußten daran glauben, Matriei selbst stellte zur Ziehung 26 Mann (von den beiden anderen Arrondissements fehlen die Listen); frei waren nur ganz wenige: „Neger und Mulatten“, Künstler, welche mit Preisen ausgezeichnet waren, Ordinierte, Be-

sucher von Militär- und Marine-Schulen, körperlich Abgestrafte durften nicht in die Conscriptionslisten aufgenommen werden. (Generalinstr. p. 9 ff.). Reklamationen, Befreiungsgesuche mußten zum Teil bei der Ziehung selbst, zum Teil beim bald nachher tagenden „Rekrutierungs Conseil“ vorgelegt werden. Diese Beschwerden waren so zahlreich, daß schließlich auch noch die Ziehungsnummer 29 einberufen wurde. Die Ziehung erfolgte alphabetisch für den ganzen Canton an seinem Vororte. Vom Gesetze aus stand nichts im Wege, einen Ersatzmann zu stellen, der allerdings nicht über 30 Jahre alt sein durfte, wenn er noch nicht gedient hatte, und nicht über 40 Jahre, wenn er je im Dienste gestanden. So hatte Adam Preßhaber, Besitzer des Kölln-Gutes, die Nummer 12 gezogen, er tauschte aber — um das „Montierungsgeld“ von 100 Fr. — mit Jakob Meßner, Lazer, Nr. 27, und versprach ihm überdies 300 Fr., wenn er vom Militärdienste freibleibe, was allerdings nicht der Fall war, denn noch im März d. J. mußte auch er einrücken trotz seiner nunmehrigen Nr. 27. Die „Stellvertreter“ mußten im Körpermaß 1 Meter 649 Millimeter haben, durften nicht selbst Ausreißer, noch körperlich abgestraft sein und mußten einen vom Regiments-Feldscherer ausgestellten „Besichtigungschein“ vorweisen können, der sie zum Soldatendienste fähig erklärte. Außerdem mußte der Feldscherer auch für den Mann, der „reemplaciert“ werden sollte, einen Besichtigungschein ausstellen.

Wer sich seiner „Untertanen-Pflicht“, der Conscription, auf irgendwelche Weise entzog, war entweder ein „Widerspenstiger“ oder ein „Deserteur“. Mit der ersteren Bezeichnung wurden jene belegt, die durch allerhand scheinbar im Gesetz begründete Machenschaften ihre Einrückung hinausjohben, schließlich aber wegen Mangel gesetzlicher Gründe doch einrücken mußten; sie wurden dem „Depot der Widerspenstigen“ überwiesen (Gen. Instr. p. 28); Deserteure, welche die Ziehung überhaupt unterließen, oder auf dem Marsch zum Depot den „Wach-Deputatsheimtern“ (p. 27) entflohen, wurden durch ihre Eltern oder Vormünder aufgefordert, binnen 6 Wochen sich zu stellen. Steckbriefe mit dem genannten Signalement des Flüchtling verständigten die benachbarten Kantone, die kgl. bayr. und ital. Landesgerichte; der Berruf wurde an der Thür der Wohnung der Entflohenen angeschlagen, der Seelsorger hatte die Namen derselben Sonntags von der Kanzel zu verlesen und die Gläubigen zu ermahnen, „die ungehorsamen Conscriptierten zu ihrer Pflicht zurückkehren zu machen, oder den Ort, wo sie sich aufhalten, bekannt zu geben“; 25 Fr. erhielt jeder, der einen Flüchtling stellig machte. Am empfindlichsten traf jedoch das Institut der „Garnisaires“ die Leute; die Angehörigen jener, die nach erfolgter Ziehung auf dem Marsch, oder vom Depot entwichen, erhielten sofort 2 Mann Infanterie, wenn verfügbar, sonst Gendarmerie, als „militärische Exekution“ ins Haus gelegt; bei abwesenden Conscriptierten begann die gleiche Exekution nach Ablauf der Borrufsfrist

(Gen. Instr. 49 ff.). Die Garnisäre mußten samt den Pferden von den Betroffenen verpflegt werden und erhielten zudem von ihnen pro Tag 75 Cent., oder wenn es Gendarmen waren, 1 Fr. 25. Gemeinden, in welchen die Conseriptionsflucht stark verbreitet war, konnten mit ganzen Truppenteilen, auf Kosten der Gemeinden selbst verpflegt, belegt werden zum Zwecke der Fahndung nach Flüchtlingen. Die Kosten mußten, wie bei den Garnisären, auf 5 Tage voraus ersetzt werden bei Exekutionsvermeidung.

In Anbetracht der eisernen Strenge dieser Vorschriften darf es nicht Wunder nehmen, daß dem Ruf zur Ziehung im Allgemeinen gehorsamst entsprochen wurde. Am 16. Feber ward sie ausgeschrieben, am 19. Feber sollte sie stattfinden. Wohlgenuth beklagt sich zwar über die Kürze der Zeit zur Vorbereitung, fährt dann fort: „Widersteht von der Gerechtigkeit der franzöf. Reichsgesetze habe ich alles angewendet, nicht, mir Lobsprüche zu sammeln, sondern meinen Eifer an die Regierung, eine wahre Liebe für das allgemeine Beste zu erzeigen.“ (VIII. 21.) Im gleichen Bericht vom 17. Feber schildert er einige Rekruten, die den Anforderungen nicht entsprechen dürften. No. 7 ist ein „ganz leppischer Mensch“, No. 8 hat einen „strupierten Damm“, No. 20 und 29 sind kropficht, letzterer auch ein „Seniebohret“, No. 14 wie Nr. 7 etc. Die Ziehung fand in Gegenwart der erwähnten Conseriptionskommission am 19. Feber 1812 statt, die ersten 13 der gezogenen Nummern (die Conseribierten werden oft gar nicht mit ihren Namen genannt, sondern bloß mit der Ziehungsnummer bezeichnet — der einzige richtige Zusatz, für ihre Einschätzung seitens der Regierung) wurden sofort den Wach-Gendarmen übergeben, unter deren Bewachung sie noch beim Bierbräuer Anton Wibmer eine „Zehrung“ von 40 Fr. 8 Ets. machten; am nächsten Tag wurde der Marsch nach Wien angetreten, im Verein mit den Conseribierten der beiden andern Cantone ging es dann weiter zum Depot nach Villach, am 15. März hatte das kärntnerische Kontingent in Bütz zu sein (IX, 10. f.). Am 27. Feber trat zu Wien der Rekrutierungs-Conseil zusammen, der über Annahme oder Reform der „Individuen“ entschied; 4 No. wurden reformiert; da zudem die No. 2 sich aus dem Staube gemacht hatte, mußten die nächsten 5 No. „in aktiven Stand“ gesetzt werden. Es begannen nun sehr weitläufige Schreibereien zwischen Subdelegue und Kanton, zwischen Matrie und Desereggern. Der Subdelegue drang stets auf die Komplettierung des Kontingentes, auf Sendung der neuerufenen Nummern. Die beiden Maires traten wacker für ihre Untertanen ein, jeder wollte seine Leute frei bekommen. So stellte Wohlgenuth dem Bräuer A. Wibmer ein Zeugnis als einzigem Familienerhalter aus, Tegischer bezweifelt bei Baumes die Ehrlichkeit Wohlgenuths und wirft ihm Parteilichkeit vor, was dieser aber mehr als energisch in einer 7 Folioseiten starken Eingabe an den Intendanten zurückweist; viel eher, meint er, wären einer

solchen Unredlichkeit, wie sie ihm vorgeworfen wird, „Leute fähig, die von ihrer Kindheit an mit Nahrungsjorgen geplagt, so bald möglich dieser Sorgen vom väterlichen Hause weggetrieben, ihren Unterhalt durch Handelschaft mit Betrug, List, oder auch einiger Rechtschaffenheit in allen Gegenden der Welt suchen mußten“, gewiß eine wenig zarte Aufspielung auf die Deseregger Teppichhändler. Zwar wurde dem Maire diese Eingabe zurückgesandt, ihr Ton auf das Schärffste gerügt, aber Wibmer ist frei geworden. (VIII. 15. -21.)

Am 9. März wurde den Municipalräten und dem Clerus der Ausdruck voller Zufriedenheit von Seiten des H. Generalgouverneurs mitgeteilt für den Eifer, den sie im „Rekrutierungsgeschäft“ an den Tag gelegt hätten. (VIII. 14.)

Auch ein Beispiel „militärischer Execution“ erlebt Matrie schon in den ersten Tagen des März. Die No. 2, Josef Maltersberger von Maltersberg, war in der Nacht vom 1. auf 2. März vom Spital aus, wo das Kontingent auf dem Wege zum Depot nachlagerte, entflohen, Richtung Mauterndorf. Schon am 3. März trafen 2 Gendarmen a cheval (also beritten!) auf dem Maltersberge ein und zehrten in 23 Tagen die Hälfte seines Erbteiles auf (104 fl. 10 kr.); am 25. März wurden sie abgerufen aus Rückficht auf den Bruder des Flüchtlings. Etwas gnädiger verfuhr man mit dem Vater des Andrá Wallner (No 10) am Lampenig-Gut in Slanz, der zur Zeit der Conseription als Weberknecht im Biltalthal weilte. Wohlgenuth mußte einen eigenen „Expresen“ - Eilboten — dahin abordnen, um Wallner und seinen Kollegen Peter Mayr von Hinterburg zur „Erfüllung der Vaterlandspflicht“ nach Matrie zu bringen. Letzterer ging ohne weiteres mit, weshalb er auch der Gnade der Obrigkeit empfohlen wurde. Wallner, der damals in Hartberg, kgl. bayer. Landgericht Kallenberg, sich aufhielt, zeigte ebenfalls sofortige Bereitwilligkeit, nur wollte er zuerst in Fügen einen Hut kaufen. Umsonst wartete aber der geprellte Eilbote auf seinen Landsmann, der sich aus begreiflichem Respekt vor den kaiserlich franzöf. Fahnen von Fügen aus unsichtbar gemacht hatte. Kaiserliche Grenadiere nahmen statt des Sohnes Wohnung im väterlichen Hause, bis der Maire selbst den Subdelegue bitten mußte, sie abzurufen, da der Vater nicht mehr im Stande sei, die Kosten zu ersetzen.

Mit Execution wurden scheinbar auch noch andere Familien heimgesucht. Endlich, im November, wurden die letzten Garnisäre abgerufen, weil, wie eine Zuschrift vom 23. Nov. besagt (IX. 9.), „der H. Intendant die um diese Conseribierten auszufinden fruchtlos gemachte Anstrengungen, und den bey der letzten Ziehung von Seiten der Municipalbehörden und des größten Theiles der Einwohner gezeigten Eifer in Anbetracht genommen hat.“

Eine Ausschreibung von 10 abgängigen Conseribierten, deren einige sehr niedere Nummern erhalten hatten, findet sich im „R. B. Salzachkreisblatt“, 39. Stück, Salzburg 15. Mai 1812.

Im Juli mußten bereits die Listen für die Ziehung der Jahrgänge 1790 und 1791 vorbereitet werden, in welche auch die noch nicht Eingerückten der Jahre 1788 und 1789 aufgenommen werden mußten, so daß diese Liste für Matriei allein 98 Conscriptionspflichtige (unter welchen 5 Studenten und 1 Forstbeamter, alle 6 in Salzburg) umfaßt, davon 55 den 2 jüngeren Jahrgängen angehörten.

Am 19. Oktober traf aus Trienz die Mitteilung ein, daß S. Generalgouverneur die Aushebung von 3000 Mann in Illyrien anbefohlen habe; die Provinz Kärnten hätte davon 400 Mann zu stellen, von welchen 26 auf den Kanton Matriei entfielen.

Am 22. Oktober fand die Ziehung um 7 Uhr früh statt, vorläufig kamen nur 20 zum Vormarsch, die fehlenden 6 Mann lösten wieder umfangreiche Schriftstücke ans; der Rekrutierungs-Conseil tagte am 8. Nov., am 10. Nov. marschierte das Kontingent des ganzen Distriktes Trienz nach Villach ab. Ein Beispiel dafür, mit welcher eiserner Härte die Conscriptionsgesetze gehandhabt wurden, ist Folgendes: Der Rekrut B. Ruggenthaler in Gruben war erkrankt, brachte auch ein vorschriftsmäßiges Zeugnis des Chirurgen Handl bei; er sollte auf Befehl des Subdelegue ins Bürgerspital nach Trienz

überführt werden, um dort unter besonderer Aufsicht die Genesung abzuwarten. Diesem Befehl wurde in Anbetracht der kalten Jahreszeit und des weiten und schlechten Weges nicht entsprochen, worauf am 11. Dezember die Weisung einlangte: „Wenn dieser Mann — Ruggenthaler — mir vor dem 16. l. M. nicht gestellt ist, ich werde gezwungen werden, ihn durch die kais. Gendarmarie nach Trienz führen zu lassen. Der Kontingent muß ohne weiters ergänzt werden.“ (VIII. 40.)

Franz Mattersberger von Klausen, der an der Oktoberziehung hätte teilnehmen sollen, diente bereits als Dragoner im illyr. Regiment freiwillig? —; er kehrte aus dem russischen Feldzug, den er mitwachte, nicht mehr zurück, weshalb 1838 die Todes-Erklärung eingeleitet wurde (Intelligenzblatt z. Boten f. Tirol und Vorarlberg. 1838. 12.)

Interessant ist, daß die Zuteilung Matrieis zu Illyrien selbst benachbarten bayrischen Behörden über ein Jahr lang entgangen zu sein scheint; denn noch am 27. Febr. 1812 ersucht das Reservebataillon des kgl. bayr. Linien-Inf.-Reg. No. 6, Herzog Wilhelm in Innsbruck, den Maire daselbst um Stellmachung eines beurlaubten Infanteristen Joh. Bichler von Matriei. (Schluß folgt.)

## Der Bretterwandbach in W. Matriei.

Von Koop. Karl Matzner

„Desslich vom Kalfertörl herab braust der graue, verderbenschwangere Bürgerbach. Er entsteht nördlich vom Töbel unter den „Bretterwänden“, ein Name, den hier nicht mit Unrecht manche Kalkglimmerschieferberge führen, indem ihre Seitenwände oben in einen schnerdigen Siebel zusammenlaufen, abwärts in ungeheuren Felsplatten sich abdachen. Auf diesen glatten Wänden gleiten die Laminen zur Tiefe; verderblicher aber ist ihr Einfluß, wena sich die Wolken an ihnen brechen und diese sich an sie ergießen; dann einut die breite Flut auf den Wänden mit Pfeileschnelle herab, wühlt, wo sie die tiefere erdige Region erreicht, in sie ein, löst sie auf und führt sie der Tiefe zu. Daher stehen hier die höheren Regionen der Berge mit ihren Felsplatten so nackt und kahl da wie Kalkalpen und so viele Häuser tief im Schutt. Man braucht nur zu den Fenstern des Gasthauses (Rautter) hinab auf die nahe Mühle zu sehen; schwarzgrau rollt der Bach auch in trockenen Zeiten seine schweren Fluten in den hölzernen Rinnen daher, alles, was er berührt, durch aufgelöste Schiefererde grau färbend. Neuerer Zeit wurden, um die Gewalt der Fluten zu brechen, zwei starke und hohe steinerne Klausen gebaut, hinter deren Mauern sich die Geschiebmassen ablagern können. Demungeachtet schwebt der Markt immer in Gefahr, gänzlich verschüttet zu werden.“ Adolf Schaubach, der erste systematische Darsteller und Lobredner unserer Bergwelt, dessen Werk „Die deutschen Alpen“, 5 Bände, Jena 1845—47, obige einleitende Sätze entnommen sind (5. Bd., S. 66),

spricht darin von jenem Wildbach, den das Volk als „Burgerbach“ oder „Burgergraben“, die Karte aber als „Bretterwandbach“ bezeichnet. Seinen Ursprung nimmt er an der Südseite der 2622 Meter hohen Bretterwandspitze, sein Lauf richtet sich erst genau südlich, biegt aber dann etwas unterhalb der Mitte der ganzen Bachlänge nach Westen; der Bach scheidet in seinem Unterlaufe die „Patergasse“ vom „Markt“, welche beide zusammen die Marktgemeinde Matriei i. D. bilden. An seinem marktseitigen — nördlichen — Ufer bedient das dem Bach entnommene Werkwasser eine stattliche Reihe von Werkstätten: je zwei Schmitten, Sägen, Tischlereien, eine Wollkartatsche, eine Wagnerei, mehrere Mühlen und sanftliche der Haus- und Landwirtschaft dienende Werklein muß er treiben; die Gipsmühle oberhalb der Bachkapelle steht feil mehr als 10 Jahren still.

Gewiß ist kein Wasser dem Markte und seinen Bewohnern in ruhigen Zeiten recht nützlich, es vereinigen sich aber auch mehrere Umstände, die es zu einem äußerst gefährlichen und verderblichen Wasser machen. Sein Ursprungsgebiet sind die fast senkrecht abfallenden Flächen der Bretterwand (auf dem Wege zum Kalfertörl genießt man lange Einblick in diese furchtbare und grausame Hegenwerkstätte der Natur). Das Gestein, Kalkglimmerschiefer in ungeheuren Tafeln, verwittert ungemein schnell, wie sich jeder Spaziergänger in der vor noch nicht 15 Jahren ausgesprengten Proffeggklamm oder am fast ebenso jungen Weg „auf den Stein“ überzeugen kann. Blaas, Tirols Geognost, sagt: „In-



folge der Verwitterung stürzen die Platten dieses Gesteins ab, zertrümmern zu Schutt und dieser wird bei heftigem Regen vom angeschwollenen über die Felsen herabbrausenden Bach in die enge Schlucht talabwärts geführt, wo er sich aufstaut. Neue Wassermassen bringen neuen Schutt und haben sich schließlich einen Weg hinaus in die Talweitung von Matrei" (in Junks Naturführer „Tirol“, S. 225). In seinem Unterlauf hat der Bach ein verhältnismäßig geringes Gefälle, sodaß sich die mitgeführten Geröllmassen in Bachbette selbst ablagern; infolgedessen tritt manchmal der Fall ein, daß der Bach sein Bett so weit erhöht, „daß er zwischen kolossalen Mauern eingeschlossen, in einer den Mächern der Wohngebäude gleichen Höhe dahin braust" (Anruf von 1850). Zudem verändert er im untersten Teil seines Laufes seine Richtung und biegt schwach, aber immerhin so stark, nach Norden um, daß nicht nur der Großteil seiner Ablagerung vom wasserreichen Tauernbach nicht fortgeschwemmt, sondern für diesen geradezu zum Stauwerk wird; daß der Bach seinen Lauf mitten durch den Markt nimmt, erhöht noch seine Verderblichkeit, da nicht nur, wie anderorts, die Kulturen, sondern in erster Linie die menschlichen Wohnstätten der Gefahr der Verwüstung ausgesetzt sind.

Die Sage weiß, daß der Markt Matrei samt der Kirche durch den Bretterwandbach vollständig verschüttet worden sei, als der „Goldrit-See" ausbrach. (Die Spezialkarte schreibt entgegen der heutigen Aussprache „Goldried": in älteren Urkunden erscheint die Vertlichkeit als Collerath, Gollerath u. ä.; es ist dies die Mulde, die zwischen Zimmerrog eine Rossa? — und Rottenkogel liegt und heute noch eine Lacke als Ueberrest des ehemaligen Sees aufweist.) Im Goldrit soll einstens ein größerer See gewesen sein, weil aber die Sennner auf der Goldritalm in frevelhaftem Uebermut Butterknollen zum Kegelscheiben verwendeten wie man sich heute noch erzählt, brach 1445 der See aus und staute den Bretterwandbach; als dieser endlich die Stau-mauer durchgenagt hatte, ergoß er sich unter Mitführung derartiger Schuttmassen ins Tal, daß der ganze Markt unter ihnen begraben wurde. Vor wenigen Jahren noch stieß man, beim Pflügen durch das Einbrechen der Pferde aufmerksam gemacht, nördlich des Marktes auf Lächer, die mit den längsten Stangen nicht zu ergründen waren; wie man glaubte, hatte man Kamine verschütteter Gebäude angetroffen; man weiß auch die Stelle, wo die alte Pfarrkirche gestanden haben soll: das Stöckl am Kreuzbühel — ein altes gotisches Bildstöckl nördlich des Marktes am Weg ins Tauernthal — bezeichnet sie und ahmt in seiner Form die alte Pfarrkirche nach. Doch deshalb, weil der heutige Markt W. Matrei auf einem Schuttkegel liegt, zwischen dessen Trümmern auch ganz natürlich entstandene Hohlräume sein können, braucht noch nicht an eine derartige Katastrophe in geschichtlicher Zeit, in einer Zeit, da Matrei schon menschliche Siedlung war, gedacht zu werden. Wenn man sich nur daran erinnert,

welche Aufschüttungen im verflusenen 19. Jahrhundert trotz der gegenüber früheren Zeiten bedeutend verbesserten Schuttbauten erfolgt sind, wird man sagen müssen, daß die Entstehung des Schuttkegels von W. Matrei in seiner heutigen Größe zu einem bedeutenden Teil in geschichtliche Zeit fallen könne, ohne daß an eine so vernichtende Katastrophe gedacht werden müsse, wie sie der Ausbruch des Goldritsees veranlaßt haben soll. (Peter Ruichs Karte von Tirol verzeichnet vor mehr als 150 Jahren noch über 100 Seen, die heute entweder vertrocknet oder eingesandet und so zu Tümpeln geworden oder spurlos verschwunden sind.) Die erste urkundlich nachweisbare Pfarrkirche von Matrei ging 1326 durch Brand zugrunde und es ist wahrscheinlich, daß sie auf derselben Stelle wieder aufgebaut wurde und daß wir in den Grundmauern des Turmes die Reste der alten Baulichkeiten suchen dürfen. Uebrigens erzählt man ähnliches vom Verschüttetwerden alter Kulturstätten auch gerade in Osttirol von andern Orten, ich erinnere an die sagenhaften Städte Mesa (Messensee — Strassen), Amortia (Ortischel), Leontium (Oberlienz), an Feistritz und Virgen.

Geschichtlich sind zahlreiche Ausbrüche des Bretterwandbaches erwiefen (Bermurungen geringeren Grades, wie sie fast alljährlich, namentlich in der „gefährlichsten Zeit zwischen Portianocula und Unser Frauentag" sich ereignen, nicht mit einbeziffen). Wenn Junks Naturführer, Seite 224, den ganzen Ort samt der Kirche im Jahre 1550 verschüttet worden sein läßt, geht er, wie die Sage vom Ausbruch des Goldrit-Sees, zu weit; denn aus dieser Zeit sind die Kirchenrechnungen erhalten, die weder von einer Zerstörung, noch von einer hochgradigen Beschädigung der Kirche etwas berichten. 1595 magefähr hat der Bach des „Milschlegers Haus wech getragen". Ein besonders unglückseliger Ausbruch ereignete sich in der Nacht des 8. August 1636, dessen Opfer der Schlosser Paul Stadler samt seiner Bekausung wurde; auf diesen Ausbruch dürfte sich die Bemerkung in einer Eingabe der Bürgerchaft vom Jahre 1723 beziehen: nicht nur der Markt, sondern auch die Kirche sei durch den Bach gefährdet, „wie es bereits vor 80 oder 90 Jahren geschehen, daß das Wasser die Tolenkörper im Freithof aus den Gräbern ausgewaschen und in des Herrn Pfarrers Anger gegen die allhiefigen Auen getragen". 1702 und 1718 sind weitere Unglücksjahre; unterm 14. Sept. 1718 berichtet Pfarrer Wilhelm Ernst v. Lasser ans Konsistorium, „daß der Bürgerbach im verwichenen Sommer auf erfolgtes Schaurwetter solchergestalten sich ergossen und eingesandet, daß neben etlichen verweachten Schäden fürders der nöthige Markt in nicht geringer Gefahr der Verschüttung stehe". Auch 1722 „ist der Bach mehrmalen derart ausgebrochen, daß er sein Ordinari-Kinnfal an beiden Seiten durchbrochen und alsohin die Mühlen und Schmittlen völlig unbrauchbar gemacht und verderbt und auch viele Grundstücke verwüstet hat". 1747 hat „das große Wasser die Wasserwerke run-



niert". Durch eine Mure im Jahre 1792 hat namentlich der bürgerliche Bäckermeister Johann Bircher großen Schaden an seinen Grundstücken erlitten, denn in Anbetracht desselben wird ihm vom Konfistorium ein Zinsrückstand von 34 fl. geschenkt und für die kommenden 4 Jahre Zinsfreiheit gewährt, auch sollen die verwüsteten Grundstücke so lange zinsfrei bleiben, bis sie wieder fruchtbar gemacht sein würden. 1795 hatte der Bach sein Bett arg aufgefüllt, und obwohl im Frühjahr eine gründliche Ausräumung vorgenommen worden war, hatte ein Schauerwetter am 17. Juli zur Folge, „daß eine erschreckliche Vermüstung der Häuser und Gründe eintreten mußte, wenn sich eine neuerliche Mure ergießen sollte". Der Ausbruch des Jahres 1801 muß ziemlich bedeutend gewesen sein, weil das Konfistorium noch im selben Herbst den namhaften Betrag von 1000 fl. aus dem Vermögen der „matreirischen milden Orte" (Kirchen, Kapellen, Spital) als Beisteuer zur Bachverbauung bewilligte. Ende Mai 1821 hatte ein anhaltender warmer Regen einige Murbäche zur Folge. Nachdem es 1827 und 1839 kleinere Ausbrüche gegeben, wurde das Jahr 1841 zum Schreckensjahr; schon am 28. Juni hatte ein Hochgewitter eine Katastrophe durch den Bürgerbach verursacht, am 22. Juli folgte ein zweiter Ausbruch, der umso verderblicher war, als das Bachbett bereits mit Schuttmassen ausgefüllt war. Der „Tiroler Bote" vom 7. Okt. 1841 schreibt: „Die meisten Bewohner hatten, da man das Unglück vorausah, ihre Häuser verlassen, die es nicht gelan hatten, mußten durch die Fenster stehen. Die Mure brach an 8 Plätzen die Schutzmauer und ergoß sich durch diese Oeffnungen in die einzelnen Straßen und Häuser. Der größte Ausbruch hatte am linken Ufer stattgefunden. Dort wälzte sich die Mure bei der sogenannten Ledererbrücke quer über den nach Birgen führenden Weg in die Felder und überschüttete 34.930 Quadratklaster der schönsten und erträgnisreichsten Felder. Die ganz verschütteten Felder sind in Gerieböden und Steingerölle umgewandelt und für mehrere Decennien der Kultur entzogen. 21 Familien wurden in das größte Unglück versetzt und 24 Familien sind sehr beschädigt worden. Der gerichtlich erhobene Schaden beläuft sich auf 11.046 fl. Reichswährung. Außerdem sind auch sämtliche Schuttbanten stark beschädigt, teilweise sogar ganz vernichtet. Die Herstellung dieser Bauten und die Räumung des Rinnfels erfordern nach dem Vorausschlag der k. k. technischen Behörde einen Kostenaufwand von 9.297 fl. Reichswährung." 1846, am 7. Juli und 5. August wiederholten sich schwere Murbäche. „Der 18. Aug. 1849, an welchem Tage wir zum erstenmale das hohe Geburtsfest unseres allgeliebten Kaisers Franz Josef I. mit Herzlichkeit und froher Freude allgemein feierten, endete als Unglückstag für die Marktgemeinde W. Matrei. Nur die gütige Vorsehung allein, nicht die äußersten Anstrengungen menschlicher Kräfte vermochten an diesem Tage W. Matrei vor gänzlicher Vergrabung unter dem Schutte des Bretterwandbaches zu retten, welcher mit nie

gehehener Mut Wasser, Schlamm, Sand und kolossale Steine über die Wohngebäude und Feldungen von W. Matrei zu führen drachte. . . Ein fürchterliches Hochgewitter entlud sich in der Nacht über die Bretterwand und unter Getöse führte der Wildbach die Wassermasse mit Gerölle und Steinen mitten durch den Markt, augenblickliche Verheerung drohend und die Ufermauern an einigen Stellen zerstörend. Mit herzerregender Angst erfüllte die Mut des Elementes die bangen Bewohner. Mütter mit ihren Kindern suchten das Weite, Kranke trug man aus den Häusern nach sicheren Zufluchtsorten, die Wohnungen wurden geräumt, das Vieh auf die entlegenen Felder getrieben. Der anbrechende Tag zeigte das Bild der Verheerung: einige Wohnungen waren im Steingerölle vergraben; viele Grundstücke gänzlich verschüttet, andere auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar gemacht; die dritte mit so großen Kosten und Kraftaufwand erbaute Talsperre war ganz zerstört und das Bachbett bis zur Krone der Dämme mit Schutt angefüllt." (Aufruf des k. k. Kreispräsidenten in Brigen, Otto Graf von Fünfkirchen, vom 26. Febr. 1850).

Das pusterthalische Unglücksjahr 1882 hat das hinterste Iseltal sozusagen verschont. Es muß als Tatsache festgestellt werden, daß im allgemeinen lang anhaltender starker Regen weder im Frühjahr noch im Herbst Bürgerbachkatastrophen hervorruft, sondern meist nur Hagelwetter im Hochsommer (um Laurenzi), die unheilvoll aus der Frohnitz über Katal und die Steineralm an die Bretterwand ziehen; aus Kohrachers Schrift seien die Schadenssummen angeführt, wie sie für die einzelnen Talgemeinden erhoben wurden: Oberleuz 3.150 fl.; Glanz 1.825 fl.; Linet 17.618 fl.; Alkus 1.035 fl.; Swabl 1.370 fl.; St. Johann i. B. 23.500 fl.; Kals 30.751 fl.; Hopfgarten i. Def. 17.150 fl.; St. Veit i. Def. 163.549 fl.; St. Jakob i. Def. 171.692 fl.; W. Matrei, Markt 23.052 fl.; W. Matrei, Land 65.523 fl.; Birgen 28.922 fl.; Prägraten 21.124 fl. Wenn man von den drei Deferegger Gemeinden, die damals am meisten gelitten hatten, abzieht und damit die Schadensziffern von Toblach (207.654 fl.) Nlederdorf (316.763 fl.) und Welsberg (329.047 fl.) vergleicht, muß man wirklich bekennen, daß das sonst so sehr dem rohen Walten der Elemente preisgegebene Iseltal im Unglücksjahr verhältnismäßig gut abgekommen ist. Dafür gab es vier Jahre später, am 23. Juli 1886, einen gewaltigen Ausbruch unseres Wildwassers. Das Innsbrucker Tagblatt Nr. 174 schreibt darüber in einem die Eigenart des Bürgerbaches beleuchtenden Artikel: „unter schaudererregenden Umständen kam der unheimliche Wildbach lawinenartig einher, die Holzquanten, die er am Anfange mit sich führte, spotten jeder Beschreitung; mit Unterbrechung kam Schwall auf Schwall, immer höher an den Seitenmauern herauf, bis der ganze Grabeninhalt die Eigenschaft des Mörtels annahm und damit fast ein Stillstehen der gefährlichen Mure zur Folge hatte, bis endlich nach ein paar Stunden die Mure wasserreicher wurde und

sonit der Stauung ein Ende machte. Durch den großen Materialreichtum, den der Bach mitführte, kam es dazu, daß das Bett des Tauernalbaches außerhalb des Schuttes nahezu eine Viertelstunde infolge der Zurückstauung wasserleer war; dadurch bildete sich in den sog. Hinterauen ein See, wodurch die ringsumstehenden Häuser mit Wasser umsprüht wurden, was teilweise heute noch der Fall ist. . . Das Bachbett selbst ist infolge der liegengeliebenen Materialansammlungen um nahezu 2 Meter höher geworden." Der See in den Hinterauen, der früher sich nur ab und zu gebildet zu haben scheint, ist seit den Kriegsjahren, in welchen wie so vieles andere auch die Räumungsarbeiten am Bache unterbleiben mußten, zu einer „ständigen Einrichtung“ geworden und wird jetzt selbst mit regelrechten Rähnen befahren; die Schapperkapelle in Proßegg und das Spiegelburgeranwesen in Kaltenhaus stehen in den Sommermonaten fast ständig im Wasser.

Das Jahr 1896 brachte dem Markte die letzte, noch in lebendigstem Andenken stehende Bachkatastrophe, neben dem Brande vom 10. Mai 1897 wohl das Uergste, was die vielgeplagten Matreier erleben mußten. Sonntag den 21. Juli war der Unglückstag, an welchem sich 3 schwere Gewitter über der Bretterwand trafen, dort sich entluden und 5 gewaltige Murbriiche verursachten. Das Signal von Preßlab wurde erst bemerkt zu einer Zeit, wo zum Abziehen der Brücke nicht mehr Gelegenheit war, sodaß beide Brücken fortgerissen wurden, ja, kaum waren die letzten Neugierigen am Fuße der Treppen angelangt, als selbst der hohe Stieg der Mure zum Opfer fiel; beinahe alle Werkstätten und 5 Wohnhäuser wurden vermurrt, ebenso die am Bach gelegenen Obstgärten. Die Schutzmauern hielten lange Zeit stand; aber der dritte und ärgste Schwall riß unterhalb des letzten Hauses die Schutzmauer an zwei Stellen auf Strecken von ca. 50 und 20 Meter ein, zum Glück für den Markt, denn nun wälzten sich die Schuttmassen hinaus in die Felder. Wohl hielt man nun den Markt für gerettet, aber die erst in den Fünfzigerjahren entwässerten und zu äußerst fruchtbarem Boden gemachten „Bürgerauen“ (die schöne fischebene Fläche zwischen Straße und Iselluß von nahezu 200.000 Quadratklaftern) waren zur Hälfte übermurt. Tags darauf, am 22. Juli, erfolgten noch 6 weitere Murgänge und da der Regen nicht nachließ und „der sonst in W. Matrei permanente berüchtigte Tauernwind diesmal nicht kommen wollte“, dauerte die Gefahr für den Markt, die Furcht der Bewohner und ihre allabendliche Flucht in sichergelegene Häuser durch Wochen an. Noch am 5. August schreibt ein Berichterstatter des „Tiroler Boten“, daß die Nachmuren noch andauern und die Besitzer der dem „Kanal nähergelegenen Häuser fast täglich mit ihren Familien vor Einbruch der Nacht in entferntere Häuser fliehen, um sich vor einem etwaigen Unglück in der Nacht zu schützen.“ Eine oberflächliche Schätzung berechnete (schon am 22. Juli) den Schaden mit 120.000 bis 130.000 fl., ohne die Demos-

trung der Schutzmauern, die Vernichtung oder grobe Beschädigung der Talsperren miteinzubeziehen. (Diesem Ausbruch des Baches fiel auch die alte Athanasiuskapelle am Gries zum Opfer, die nicht mehr aufgebaut wurde.) Der Artikelschreiber im „Tiroler Boten“ schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die alte Prophezeiung, daß W. Matrei die Kienzer Ochsenmilch werden solle (Egger Gilie), scheint in Erfüllung gehen zu wollen.“ In den Jahren 1907 (15. August) und 1921 fanden die letzten bedeutenderen Ausbrüche des Bürgerbaches statt.

Bei aller Verderblichkeit, die der Bach unzählige Male durch Vermüfung der Ortschaft und der Kulturen bewiesen hat, kann man ihm einen gewissen Grad von Anstand und Noblesse nicht absprechen, denn er pflegt jeden Ausbruch anzumelden: in den tiefen Kellern des Broiqasthauses (Zoh. Eder) beginnt es zu rumpeln und zu wappeln, wenn an der Bretterwand der Bruch erfolgt und der Wasserfall, den der Steinerbach in der Proßeggklamm bildet und der sonst in seiner giftigen Weiße eine Fierde der Umrahmung von Matrei bildet, färbt sich schmutzig, da der Steinerbach einen namhaften Teil seines Wassers der Nordseite der Bretterwandspitze entnimmt. Treten diese Anzeichen ein, dann muß man mit dem Kommen der Mure innerhalb 10 Minuten rechnen. Gewöhnlich hat sie aber schon vorher der Preßlaberbauer, der Wächter des Marktes, signalisiert. Preßlab ist ein breitbehängtes Anwesen hoch über dem Bürgergraben an den vom Kalfgrat sich mehr weniger steil absehkenden Hängen und zwar gerade dort, wo das Bachbett nach Westen umknickt; so kann „der Preßlaber“ von seinem Hause aus den Murbuch verfolgen. Er gibt, wenn er den unter ungeheuren Krachen, bei Nacht wie ein Feuerwerk leuchtend, niedergehenden Bruch bemerkt, Signalküsse ab, die vom Beobachter im Markte aufgenommen und weitergegeben werden. Im Augenblick eilt alles an den Bach; die Brücken werden abgezogen, die Öffnungen in den Mauern mit starken stets bereitgehaltenen Bohlen verraumelt. Die Zeit zwischen den Signalküssen auf Preßlab, wenn sie rechtzeitig abgegeben werden, und dem Eintreffen der Mure im Markte reicht hin, um alle möglichen Vorbereitungen treffen zu können. Langsam wälzt sich dann die furchtbare nach Schwefel stinkende Masse heran — ein Fußgänger könnte ihr großenteils fast folgen —, während die ganze Einwohnerschaft auf dem hohen Stieg und den Mauerkronen bangend, das grausame Schauspiel genießt. Doch kommt es auch oft genug vor, daß die Mure, wenn sie „ganz wilde“ kommt, die Leute von diesen Beobachtungsposten vertreibt.

Selbsterständlich hat man sich schon frühzeitig bemüht, der Gewalt des Baches durch Schutzbauten zu begegnen. In alter Zeit scheinen sich derlei Bemühungen auf die Eindämmung des Baches in seinem Unterlauf zwischen hohen und starken Schutzmauern beschränkt zu haben; so sind es also zwei Arbeiten, die stets wieder genannt werden: Ausräu-

mung des Bachbettes und Erhöhung und Verstärkung der Mauern; sie bilden auch heute noch eine ständige schwere Last für die Bürgerschaft. Als die Kirchen noch Vermögen hatten, wurden auch sie häufig zur Beitragsleistung herangezogen, nicht nach dem Grade der Gefährdung durch den Bach, sondern nach dem Maße der Zinsüberschüsse. Schon im Jahre 1599 wird aus dem Vermögen der Pfarrkirche der Betrag von 18 fl. 58 kr. angewiesen als Beisteuer „zum Werchgepen am Mattreyer Bach“. Am 7. Juni 1709 bewilligte das Konsistorium „auf der W. Matrieyrischen Bürgerschafts Ausschüssen Supplication um gnädigste Benhilfsausfolgung zu dem Werchgepen u. anderer ergangener Unkosten beim Bürgerbach“ (Summe 299 fl. 29 kr.) 150 fl. aus Kirchenmitteln, während das Uebrige — doch ohne Konsequenz — der Pfliegasse entnommen werden sollte. Nach dem großen Ausbruch von 1722 ging man an die Erbauung einer beiderseitigen starken Wehre, die auf 2490 fl. kam; die Pfarrkirche trug 800 fl. dazu bei. Wiederum werden 1749 und 1754 „zu Reparierung des großen Claufengebeu u. verlegten Werchern“ Beiträge bewilligt. 1772 knüpft das Konsistorium eine neuerliche Beitragsbewilligung an die Bedingung, daß die zugewiesenen 200 fl. zur Erbauung von Schutzwerken nicht nur auf der Pflieg- oder Marktseite, sondern auch auf der Kirchenseite verwendet würden. Untern 23. April 1774 berichtet Pflieger v. Lasser, daß man, um den beständigen und unglaublichen Verwüstungen, die der Bürgerbach anrichtet, vorzubeugen, sich entschlossen habe, etwas Großzügiges zu unternehmen; die Landchaft habe einen Beitrag von 400 fl. zugesagt, das Konsistorium aus Kirchenmitteln 200 fl. bewilligt; außerdem sei gestattet worden, daß die Abdienung der Fornications-Strafen zur Räumung des Grabens verwendet werden dürfe. Der Bürgerschaft wurde eine 3jährige Auflage vorgeschrieben, welche 105 fl. 33 kr. ergeben würde, und endlich würden nicht nur sämtliche Bürger und Söllhäusler des Marktes, sondern die gesamte Gerichtsgemeinde zu ausgiebiger Handarbeit herangezogen, und zwar haben die Deferegger von jedem Viertelban, die Matrieyer (Laudgemeinde) von jedem Watschger eine Mannschicht beizutragen. Nur durch dieses einmütige Zusammenhelfen sei es gelungen, den Graben bis zu einer hinlänglichen Tiefe auszuheben und die Schutzmauern zu festigen. 545 fl. seien sogar noch erspart und zu einem Fundus angelegt worden. Die Ausbrüche von 1795 und 1796 hatten zur Folge, daß am 20. Juli l. J. auf Verlangen der Bürgerschaft von der Pfliegerichtsobrigkeit in Gegenwart der Bürger und Bauern ein „Augenschein“ eingenommen wurde. Dem Bericht hierüber ist folgendes zu entnehmen: hinten im Graben war ein „vor Jahren“ errichtetes Wassergebäude (vergl. Notiz von 1749 und 1754 über Claufengeben), das frisch fundiert werden muß; die einzelnen Verbauungsstrecken waren: von der Rohrbrücke zum Kalkofen (190 Kl.), von hier bis zur Ledererbrücke (97 Kl.) und von dieser „bis zum Auswurf am grünen Stein“ (161

Kl.). Das Bett wurde unterhalb der Ledererbrücke enger, deshalb ist das Eckwurfsgebäude bei gen. Brücke und eine auf St. Athanas Seiten erst jüngst errichtete Mauer zu entfernen. Bei Gelegenheit dieses „Augenscheins“ beschwerten sich die Hintermarkler gegen die Höniggastler (d. s. die nächsten Nachbarn des Baches auf der Marktseite), daß letztere zu oberst in der Gasse zwei lärchene Säulen eingesetzt hätten und solche mit starken Läden vermachten, wenn der Bach komme, wodurch nicht nur die Bürgerhäuser, sondern auch das hochfürstliche Pflieghaus in Gefahr komme (die Beschwerde blieb erfolglos).

Mit der Errichtung eines ganzen Systems von Klausengebäuden, von Stauungswerken, hinter welchen sich der Schutt ablagern kann, sodasß weite ebene Böden hinter den größeren Werken sich bilden, wurde erst im 19. Jahrhundert begonnen. Die Werke beginnen heute unmittelbar hinter dem Bachkirchlein, enden zu Füßen der Breiterwand und umfassen auch die nicht minder gefährlichen Seitengraben.

Die Mitteilungen über die Bachverbannung, die ich dem gegenwärtigen unter Ing. Oberforstrat Hofmann stehenden Bauleiter Herrn Florian Köll in Matrie i. O. verdanke, ermöglichen einen Schluß auf den Aufwand an Berechnung, Geld- und Arbeitsleistung, welche die Sicherung des Marktes seit den letzten Jahrzehnten verlangt. Vorangeschickt sei, daß die Verbauungsarbeiten nicht das Brechen der Mure verhindern wollten, sondern nur die Ablagerung des Schuttes bezwecken und das Einbrechen der Bachflanken verhüten sollen. Jede Lalsperre hat in der Nähe sogenannte Fundierungssperren, welche zum Schutze und zur Entlastung der benachbarten Sperren dienen sollen. Nun folgt die Aufzählung der Sperren, oder wie man sie hier nennt, der „Gebäude“: Mühlgebäude, 10 Min. vom Markte entfernt, 12 Meter hoch, 16 Meter breit; Bachergebäude, 20 Meter hoch, 16 Meter breit; Hinterburgergebäude. Am Fuß der Weißköpfe beginnen die kleineren aus Stein erbauten Sperren, die Ing. Schuler erbaut hat. Vorher mündet der Goldritzbach ein, der eine ganze Reihe von alten Sperren aufweist, die aber heute nicht mehr eingehalten werden, da man infolge völliger Verwachsung der Uferseiten eine Abstützung nicht mehr befürchten zu müssen meint. Es folgt das Kohlergebäude, eine alte Sperre, wohl schon unter den 1747 erwähnten „Wasserwerken“ mitbegriffen. In den letzten Jahren (1923—25) wurde dieser mächtige Bau, 16 Meter hoch und ebenso breit, durch zwei Fundierungssperren gesichert. Das mächtigste Werk ist das weiter aufwärts unter Vorarbeiter Silber 1884 vollendete sog. Silbergebäude. Nach dem Vorschlage sollte es in einer Höhe von 25 Meter und 50 Meter Breite erbaut werden, 40.000 fl. wären dafür benötigt worden. Tatsächlich wurde es aber nur 17 Meter hoch und 35 Meter breit aufgeführt. Heute ist es durch gewollte 2½ Meter breite Mauern

gegen die Abrutschungen von den Seiten her geschützt. 1 3/4 Stunden hinter dem Markte bei der „wässchen Baracke“, die den einstigen Bergbauern als Unterkunft diente, beginnt ein System von 12 aus Stein erbauten Talsperren, die vom Fuß der Bretterwand aufsteigend, das Brechen der Mure verhindern sollte. Durch den Ausbruch des Krieges wurde der Ausbau des Systems abgebrochen und seither leider nicht mehr fortgesetzt. Die hintersten Seitengraben des Bretterwandbaches, der Suenzgraben und der Walzenbrunn wurden nach der Ueberschwemmung von 1882 verbaut, der erstere durch eine Reihe hölzerner Talsperren, die nach 1907 übermauert wurden, der letztere wurde in einer steilabfallenden steinernen Rinne zutal geleitet, um so das Einsickern des Wassers in das Erdreich zu verhindern und einer verhängnisvollen Absägung vorzubeugen.

So großartig die Verbanungsarbeiten am Bretterwandbach auch sind und so mächtig die Werke, die den Markt schützen sollen, so besitzen sie doch nur einen sehr relativen Wert und verlangen stete Obforge: Erhöhung und Verstärkung der Sperren und Ausräumung des Bachbettes im Unterlauf. Wer den Bretterwandbach kennt, den darf es nicht wundern, daß 1925 7000 Schilling auf die Verbesserung der Schutzbauten verwendet wurden und für's Jahr 1926 10.000 Schilling zu gleichem Zweck bewilligt sind.

Daß die Verbanungsarbeiten nicht gefahrlos sind, beweisen die Totenbücher der Pfarre W. Matrei, die in den Jahren 1888, 1907 und 1908 drei Todesfälle iewelcher Arbeiter verzeichnen, die durch Absturz oder Steinschlag verunglückt sind.

Zum Schutze des Marktes vor der verwüstenden Wut des Bürgerbaches diente auch die Verflügung vom 13. Mai 1729, erlassen auf Bitten des Marktrichters Seb. Wohlgenuth vom „kumulativen“ (d. h. kaiserlichen und hochfürstlich salzburgischen) Berggericht W. Matrei, durch welche die im Jahre 1630 erfolgte Inbanlegung des Waldes am Klammzerberg erneuert wird. Als Bannwald gilt der Wald „unter des Stockerischen Haberlands hinein bis an Gollerathgraben“; es wird „bei 50 fl. Straff oder 5 Wochen Rheuchen“ verboten, in diesem Gebiete „Holz füllen, Pöschchen hacken, Lössen schuailen oder Blößen röchen“.

Zu einer Zeit, da die Technik, namentlich auch in Bezug auf Wasserschutzbauten, noch in den Kinderschuhen stak, zwang das Bewußtsein der eigenen Hilflosigkeit gegenüber den Schrecken der Naturgewalten die Menschen weit mehr als heute, Hilfe und Schutz bei dem zu suchen, der die Welt erschaffen und der Natur ihre Befehle vorgezeichnet hatte, ohne auf das Recht des Eingriffes zu verzichten. Dem Gefühle der eigenen Ohnmacht entsprangen mancherlei Gesöhnisse, Stiftungen und fromme Bräuche, die sich fast durchaus bis in unsere Zeit herübergerettet haben. So werden heute noch zu den Quatemberzeiten die sogenannten

„Burgerämter“ gehalten und von der Gemeinde bezahlt. (Früher enthielt die gebräuchliche Bittformel die Worte: „... um Abwendung von Wasser- und Feuergefahr“.) Die nächsten Anrainer des Baches, die Patergasser und die Höniggasser, feiern den Tag des hl. Johannes v. Nepomuk, bezw. den des hl. Antonius v. Padua als Feiertag mit Kreuzgang nach St. Niko und Messe dortselbst. Bei der obern Brücke steht auf der Paterngassen Seite ein Johannes-Stöckl, das schon sehr alt ist (1674 wird das bei diesem Stöckl fallende Opfer in der Raitung des Bachkirkleins verrechnet). Zu oberst im Markt, dort wo der Bach aus dem engen Graben austritt, wurde „zu Ehren des hl. Florian und des hl. Kreuzes“ ungefähr um das Jahr 1615 eine geräumige Kapelle, das „Bachkirkl“, erbaut, „unwillen einer allhie gewesten Feuersbrunst und des schier jährlich grausam müllenden Bürgerbachs“. Diese Kapelle erfreut sich heute noch zahlreichen Besuches; öfters werden dortselbst Messen gelesen, Kreuzgänge werden dorthin geführt, die Osterbeichtenden der einzelnen Kotten besuchen am Nachmittag ihres Beichttages neben andern Kapellen auch diese. Auch die Schulkinder ziehen am Weihen Sonntag nach dem nachmittägigen Gottesdienst dorthin, ebenso am Tag des hl. Florian die gesamte Pfarrgemeinde in feierlichster Prozession, und besonders finden sich jüngere und ältere Mütter in besonderem Anliegen dort ein. Ein Verlöbniß ganz eigener Art hat 1650 die Burgerschaft gemacht (nach einer Abschrift aus dem „Burgerprotokoll“, die im Pfarrarchiv (XXVI. U. 3.) liegt): „1. Demnach der Markt W. Matrei in großer Gefahr des Wassers steht, als haben die Burger und Einwohner allda zu Abwendung des Hochgewitters und der Güsse verlobt, alle Jahre den Tag des hl. Bischofs Ulrich feierlich zu halten und dem Gottesdienst in allhiefiger Pfarrkirche bei zu wohnen, auch neben dem Opfer (des Einzelnen) absonderlich einen Widder in besagtem Gotteshaus zu opfern; 2. weiters verlobt: Samstags nach dem Feierabendläuten nichts zu arbeiten; 3. Freitag und Samstag nach dem Feierabendläuten bei dem Bache nichts zu waschen, auch an Fest- und Feiertagen, auch Feierabenden, sich des Wasserleitens gänzlich zu enthalten.“ Der letzte Teil dieses Gelöbnisses beruht wohl fast noch auf Elementen heidnischen Aberglaubens: man will den Bach, den man als Werkwasser doch so nötig hat, unter Verzicht auf zeitlichen Vorteil um zwei Halbtagen der Woche in Ruhe lassen, um durch diese zarte Rücksichtnahme den Bachgott zur Milde zu stimmen; darum dürfte dieses Verlöbniß von 1650 auch nur die formelle Erneuerung eines uralten Brauches sein. Mit Ausnahme von Punkt 2 und 3 des Verlöbnisses von 1650 sind alle andern angeführten religiösen Bräuche heute noch in Übung (nur ist mit andern einst zahlreichen Widderopfern auch der St. Ulrichs-Widder verschwunden). Im allgemeinen hat das heutige Geschlecht nicht vergessen, was die Alten gelobt, sondern es erfüllt die alten Gelübde, ein Zeichen, daß sich die gefahr-

deten Einwohner auch heute noch trotz der vermehrten und verbesserten Schutzhauten nicht sicher fühlen. Am meisten kommt wohl das Berührungsein des ständigen Gefährdeseins zum Ausdruck, wenn bei feierlichen Prozessionen auf dem Wege vom Gerichtshause zum Kirchplatz der Priester mit dem Hochwürdigsten Gute auf die obere Brücke kommt: während die ganze Pfarrmenge auf den Knien liegt, wird der Bach nach Verfiikel und kurzem Gebet in der Richtung gegen die Bretterwand feierlich gesegnet; alle andern Glocken schweigen unter-

dessen, nur die majestätische Große kündigt mit feierlich erstem Schlag den Bach gegen an.

Als nach dem großen Brande vom 10. Mai 1897 der Wiederaufbau der zerstörten Wohnungen in Angriff genommen werden sollte, wurde ernstlich darüber beraten, ob es nicht besser wäre, die ganze Siedlung vom Schuttkegel herab in des Pfarrers Felder zu verlegen; man entschied sich jedoch schließlich wieder für den Wiederaufbau an der alten Stelle, nur einige wenige mieden die Nähe des Baches und bauten sich neue Häuser auf dem Grunde des früher unbefiedelten Neamarktes.

## Alle Glocken.

Von Koop. Maifler.

Der Gebrauch, durch weltlich hörbare Zeichen den Beginn der gottesdienstlichen Handlungen anzuzeigen und so die Gläubigen zusammenzurufen, war schon vor Gründung des Christentums bei Juden und Heiden in Übung; man hat ausgetrocknete Bretter, die mit eisernen Hämmern in bestimmtem Rhythmus geschlagen wurden, zu diesem Zwecke verwendet, oder auch schon Schellen. Die ersten christlichen Jahrhunderte kennen diesen Gebrauch nicht. Dem den christen jener Zeit mußte ja alles daran gelegen sein, in größter Heimlichkeit ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte abzuhalten, damit sie von den Heiden nicht entdeckt würden. Erst das Freiwerden der christlichen Kirche unter Kaiser Konstantin dem Großen (313) ermöglichte die Einführung ähnlicher Zeichen an den katholischen Kirchen. Die Klöster waren die ersten, welche glöckenähnliche Instrumente verwendeten und erzeugten, Italien das erste Land, das sich ihrer bediente, ihm folgte Frankreich im 7. Jahrhundert, später erst Deutschland.

Den Zweck der Glöcken sagt ein alter Spruch in die Worte zusammen: *Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum, defunctos ploro, nimbum iugo, festaque honoro* - den wahren Gott, den lob' ich; das Volk der Gläubigen ruf' ich; die Priesterchaft verjammle ich; die Toten betroue ich; die Wetter verjag' ich; die Feste verherliche ich.

Das katholische Volk hat frühzeitig Gefallen an den Glöcken gefunden und pflegte deren weit mehr zu beschaffen als die praktische Notwendigkeit erfordert hätte. Namentlich das Tiroler Volk hat schon in ältesten Zeiten sein Herz an die Glöcken verloren; das beweist, daß jede Gemeinde stets sich bemühte, möglichst schöne und zugleich auch möglichst schwere Glöcken zu erhalten.

Die ältesten Glöcken Östirrols, soweit sie mir bekannt sind, dürften die zwei Glöcklein im Turme des Helenenkirchleins, Pfarre Oberlienz, sein, deren gotische Inschriften noch selten von jemand enträtfelt werden konnten; St. Veit i. Def. besitzt eine ebenfalls sehr alte Glöcke mit merkwürdiger Inschrift. In großen romanischen Buchstaben zeigt sie die Namen der 4 Evangelisten, die Worte sind umgekehrt, von rechts nach links zu lesen, manche Buchstaben sind überdies noch in verkehrter

Lage, so lautet der Name des hl. Lucas, der — wohl damit der Raum ausgefüllt würde — sich ein zweitesmal findet: *SCALC*. Die Glöcke wiegt ungefähr 5-6 qu. und hat einen auffallend langen Leib; ihr Ton ist heute noch weich und sonor (nach Pfr. Hofmanns Chronik von St. Veit). Das ehemalige Sterbeglöcklein in W. Matrei ist jetzter Bauart — dem sehr in die Länge gezogenen Leibe nach — ebenso sicher eine Glöcke des 15. Jahrhunderts und trägt weder Inschrift, noch Bildwerk, noch Jahreszahl. Die kleinere, nun in Pension geschickte Glöcke zu *Unras* zeigt zwar gotische Inschrift und Verzierung, aber in sehr ungefügter Form und läßt so erkennen, daß sie von einem wandernden Glöckengießer an Ort und Stelle gegossen wurde, was überhaupt von den meisten Glöcken des 15. Jahrhunderts gilt; Jahreszahl trägt sie auch keine. Die gleichzeitig mit ihr abgenommene größere Glöcke — beide haben am 28. April 1925 noch mehr als, bezw. nicht ganz 400jähriger Dienstzeit ihr Abschiedslied gesungen — stammt aus dem Jahre 1533 und ist im Bildwerk (die 12 Apostel und 2 Kreuzgruppen) und in der Ornamentik sehr sauber ausgeführt, auch ist ihr Ton jetzt in ihrem hohen Alter noch kein „schäbberiger“ gewesen.

Eine geschichtlich denkwürdige Glöcke hängt im Turm der Pfarrkirche in St. Veit i. Def. Sie dient heute noch als Aue-Glöcke und erinnert mit jedem Schläge an jene schweren, traurigen Zeiten, da um das kostbarste Gut einer Tirolergemeinde gekämpft wurde, an die Jahre 1684 und 1685, in welchen das Tal die durch das Eindringen der lutherischen Lehre gefährdete Glaubenseinheit erhalten blieb. Die Glöcke hat zwei Inschriften: „*In gratiarum actionem pro haeresi ex hac valle feliciter extincta*“, zu deutsch: „Aus Dankbarkeit für die Ausrottung des Irrglaubens im Tal“ (Defereggen); die zweite meldet, daß der Salzburger Erzbischof Max Gandolph Graf von Rühnburg, Kardinal der röm. Kirche, 1687 die Glöcke gestiftet hat.

Ehrendürdig ist auch die alte D-Glöcke im Sillianer Pfarrturm, die von Gregor Löffler stammt, dem Sohn des aus der maximilianischen Zeit her berühmten Peter Löffler-Laiminger. Sie trägt oben die Inschrift:

„O Rex gloriae Christe veni cum pace. MCCCCXXXV. Am unteren Rande zeigt das Spruchband: „Hanns Cristof Löffler gos mich im 1565 jar. Jhesus nazarenus rex judeorum re-

ductus triumpham defendat nos ab omnibus malis, Christus vicit, Christus regnat, Christus imperat ecce erucem domini fugite partes adversea, vicit leo de tribu juda.“

## II.

## Die alten Anrazer Glocken.

Mit dem Jahre 1609 machte sich in der ganzen Pfarre eine gewisse Glockenlucht geltend; in diesem und dem folgenden Jahre bauten die Kieder ihren Turm aus und ließen sich eine Glocke gießen; das älteste Kieder Urbarium (Zinsenverzeichnis) vom Jahre 1610 weist zahlreiche Spenden und Kapitalrücklagen zu diesen Zwecken aus. Wir werden wohl kaum fehl gehen, wenn wir auch diese Glocke dem gleichen Meister zuschreiben, der in den nächsten 25 Jahren für Anras, Aßch und St. Justina 5 Glocken gegossen hat: Adam Sterzer (auch Stürzer). Er ist ein sonst sozusagen unbekannter Glockengießer; das Museum Ferdinandeum in Innsbruck weiß von ihm nur, daß er 1603 für die St. Georgskirche in Schnauders (?) eine Glocke gegossen und mit dem Münchener Glockengießer Hans Weinpuch zusammengearbeitet hat. Die Glocke ist nicht mehr vorhanden; die beiden im Mai 1925 abgenommenen sind Graßmayrglocken des 18. Jahrhunderts.

1625 folgte H. L. Frau Filialkirche in Aßch; zwei Glocken aus diesem Jahre hängen noch im Turme zu Aßch; sie tragen nebst bescheidener Zierde beide den Namen A. Sterzers und ihr Geburtsjahr 1625 und haben beide Glockenabnahmen der Kriegszeit glücklich überstanden. Die kleinere muß nun allerdings, der Stimmung halber, weichen; aber ihr „persönlicher Ton“ ist auch nicht so, daß er ihre Erhaltung aus ästhetischen Gründen nötig machte, darum ist es keine Barbarei, wenn sie nach genau 300 Dienstjahren abgebaut wird; die größere herrliche, sogenannte obene Mariahilf-Glocke aber bleibt. Wohl schlug der Blitz am Dreifaltigkeitssonntag — 6. Juni 1809 in den Turm der Aßcher Kirche, demolierte das Turmdach, zum Teil den Turm selbst, und richtete auch an und in der Kirche manchen Schaden an, an den Glocken aber sah man nichts als zwei aufgeworfene Bläschen in der Größe eines Pfennigs. Zweimal hat diese Glocke mit klagendem Ton das Unglück gekündigt, das über die Oblaj Aßch hereingebrochen, als am 29. Nov. 1736 und am 9. Juli 1894 das Dorf fast vollständig eingeeäschert wurde. Ehrwürdig ist diese Glocke durch ihr Alter, durch ihre Geschichte, aber am meisten durch ihren herrlichen, weichen, durchhaltenden Ton, der sie als Meisterglocke weit über die meisten Glocken unserer (auch der Chiappanni-Colbachini-) Zeit hinaushebt.

Endlich ließ auch die Pfarrgemeinde selbst auf Anstiften des Pflegers Christoph Andrá Linder zu Gärstein und des Gerichtschreibers Sebastian Leiter für die Sankt Stefanskirche zu Anras neue Glocken gießen, anno 1633. (Schon 1622 war man daran, den Turm um-, bzw. auszubauen, denn Florian Steinhäuser zu Anras stiftete einen sehr hochdotierten Jahrtag als „Beisteuer für das adhabende Kirchturngepen“.) An die Beschaffung des nötigen Kupfers hatte man schon 1631 gedacht. Damals hat Gerichtschreiber Leiter mit Wolfgang Moser, Factor oder Verwalter des Claurer-Handels der Rosenberggewerken in St. Jakob i. Def. ein Abkommen getroffen, wonach dieser 20 Zentner gutes „Defferegger Knapfer“ um den Preis von 20 Taler pro Zentner liefern sollte; der Preis war niedriger als der damalige Marktpreis, denn die Rosenberger — obwohl Protestanten — hielten diesen Preis bewilligt, „weil man des Kupfers für ein Gotteshaus bedürfe“; „dennoch das Knapfer aber nit erkleckht“, mußten im Sommer 1633 noch  $3\frac{1}{2}$  Zentner nachbestellt werden. Das Zinn, „ein Faß Eibenstocker Zinn“, wurde in Brigen gekauft. Adam Sterzer war mit seinem Gehilfen „Girgele“ (Georg) vom 11. April bis 16. Sept. 1633, also 158 volle Tage hier und goß während dieser Zeit 3 Glocken im Gesamtgewicht von 34 Zentner 32 Pfd., zwei für die Pfarrkirche und eine für St. Justino; er hatte ein Taggeld von 30 kr., freie Verpflegung und darüberhin täglich eine Maß Wein, außerdem für jeden Zentner Glockengewicht 6 fl. Gehlohn. Da die Kristleiner 30 fl. Gehlohn zahlen mußten, wog ihre Glocke ca. 5 Zentner; rechnen wir dazu die zweite für Anras gegossene Glocke, die wohl von einer späteren Graßmayr-Glocke im Gewicht von ca. 5 Zentner abgelöst wurde, so erhalten wir für die alte große Glocke der Pfarrkirche ein Gewicht von 24 bis 25 Zentner.

Die Weihe der beiden Anrazer Glocken erfolgte hier durch den Brigner Weihbischof und späteren Fürstbischof Anton Grafini im Herbst des Jahres 1633, der am gleichen Tag auch das Sakrament der Firmung hier spendete und tags darauf in St. Justina die neue — heute nicht mehr vorhandene — Sterzerglocke weihte.





## Die neuen Glocken der Franziskaner-Kirche in Lienz.

Von P. Peter Mater, Guardian.

Der große Brand, dem am 11. April 1798 in Lienz bei 200 Häusern zum Opfer fielen, hat auch das kaum von den Franziskanern bezogene Kloster der Karmeliten nicht verschont. Wie die Klosterchronik zu berichten weiß, wurde der Turm der Klosterkirche erst im Jahre 1804 auf Betreiben des damaligen Stadtrates Conrad Unterhube nach vorher eingeleiteter Sammlung wiederhergestellt. Ebenfalls bestellt auch im Taufereale\*) vier neue Glocken, wozu das Kloster das beim Brand geschmolzene Glockengut, 25 Zentner, (a 56 Kg.) Erz, abließerte.

Mit Ausnahme des Sterbeglockleins, das infolge eines Sprunges 1909 bei Grafmayer umgegossen wurde, läuteten nun diese Glocken der Stadt zu Freud und Leid, bis sich der Weltkrieg ents nach der andern vom Turm holte. Am 11. Jänner 1916 mußte die größte (Durchmesser 1,14 Meter), am 13. Mai 1917 die zweite (Durchmesser 0,97 Meter), am 7. Juni 1918 die kleinste Glocke (Durchmesser 0,70 Meter) einrücken. Welchen Ton die Glocken hatten, darüber schweigt die Chronik; doch sollen sie nicht zusammengestimmt haben.

Nieder war der Turm verwahrt, bis der derzeitige Guardian P. Peter Mater am 4. März des Jahres bei der beibekanntem Firma Grafmayer in Innsbruck die neuen Glocken bestellte.

Bereits am 5. Mai fand der Guß derselben in genannter Glockengießerei statt. Am 17. Mai trafen sie in Lienz ein. Die kirchliche Weihe erhielten sie unter zahlreicher Beteiligung des Volkes am 21. Mai (Pfingstmontag) durch H. H. Dekan Mjtr. Gottfried Steinsberger. Am 26. Mai, nachmittags 2 Uhr, begann vom Kreuzgärtchen aus der Aufzug der neuen Glocken, der um halb 4 Uhr glücklich beendet war. Das Probeläuten der vier neuen Glocken fand am 27. Mai, abends 5 Uhr, statt.

Das neue Geläute wiegt im ganzen ohne Glockengöde 1390 Kg., davon die erste 700 Kg., die zweite 350 Kg., die dritte 200 Kg. und die vierte Glocke 140 Kg. Ihr Durchmesser ist 1,10 Meter, 0,89 Meter, 0,72 Meter, 0,64 Meter. Der Guß muß als gut gelungen bezeichnet werden. Wir lassen am besten den Kollaudierungsbesund selber sprechen:

„Seltens des Guardianats der hochw. Patres Franziskaner in Lienz wurde die Firma Johann Grafmayer in Innsbruck mit der Herstellung eines neuen Geläutes, bestehend aus 4 Einheiten mit den Tönen Fis, als, ris, dis betraut. Diese Glocken wurden heute von mir im Hofe der Gießerei genau geprüft, wobei ich feststellen konnte, daß jede Glocke für sich einen schönen, vollen, unzweideutigen Ton hat, die Ober- und Untertöne vorzüglich zur Geltung kommen und das Gesamtgeläute feierlich und

äußerst sympathisch klingt. Die Ornamentik der Glocken ist meisterhaft, so daß diese Glocken eine Zierde des Gotteshauses sein und Aug und Ohr aller Andächtigen erfreuen werden.

Narbert Haas, Chorherr des Stifles Wilten,  
Glockenprüfer u. p.“

Geweiht wurde die größte Glocke zu Ehren der Himmelfahrt Mariens, des Patroziniums der Klosterkirche. Nebenpatrone sind der hl. Leopold, Patron der Tiroler Franziskanerprovinz, der hl. Antonius von Padua, einer der größten Heiligen des Ordens. Das Spruchband auf dieser Glocke lautet:

„Wir singen in der Feierstund zu unsrer lieben Frauen;  
Wir weinen aus des Schmerzes Wand nach unsrer lieben Frauen;  
Wir tragen all des Lebens Last mit unsrer lieben Frauen  
Und droben wird uns ewige Rast bei unsrer lieben Frauen.“

Die zweite Glocke ist dem göttlichen Bundesheern des Landes, dem heiligsten Herzen Jesu geweiht. Sie trägt die Inschrift:

„Klage, Herz-Jesu-Glocke, durchs kleine zerrissene Land!  
Tuble, Herz-Jesu-Glocke, dereinst durchs geeinte Land!  
Wir, die dich stiften, trugen des Krieges Schauer und Leid;  
Erbitte für Kinder und Enkel wahrhafte Friedenszeit!

Nebenpatrone sind: der hl. Florian, zu dem unsere Stadt nicht mit Unrecht ein großes Vertrauen haben darf, und der hl. Johannes der Täufer zur Erinnerung an die ehemalige Johanneskirche in Lienz, die nach dem erwähnten Brande nicht mehr aufgebaut wurde. Diese zwei Glocken wurden durch eine Sammlung in der Stadt gedeckt.

Die dritte Glocke, anlässlich der 700jährigen Jubelfeier des Todestages des Heiligen von Alfist ein Geschenk der Drittordensgemeinde Lienz, ist dem hl. Franziskus geweiht. Neben ihm sind die Patrone des Dritten Ordens: St. Ludwig von Frankreich und St. Elisabeth von Thüringen. Die Glocke ziert der Vers:

„An unsres Vaters Jubeljahre  
Soll diese Glocke und ihr Lied  
Ein Grüßen treuer Kinder sagen  
So oft ein Ton zum Himmel zieht.“

Die vierte Glocke endlich — eine Widmung der Familie Bürgermeister Hans Oberhuber, welcher derzeit apostolischer Syndikus des Klosters ist — hat als Sterbeglocklein den hl. Josef, den Erzengel Michael und die hl. Barbara zu Patronen. Auf dieser Glocke steht der fromme Wunsch:

\*) Wie aus der Inschrift, der am 26. Mai 1926 abgenommenen Glocke ersichtlich, wurden die Glocken von einem gewissen Sebastian Feichter aus Mäl (Mählen) in Taufers gegossen.



„Des Lebens letztem Tag,  
Des Herzens letztem Schlag,  
Der Seele letztem Streit  
Sei dieses Erz geweiht.“

Das sind die neuen Glocken der Franziskanerkirche. Die sie durch ihre Gaben gespendet haben, dürfen stolz darauf sein. Ist's auch grad kein großes Geläute, es klingt und singt in herrlichem Akkord zusammen und lobt so ganz von selber den Meister, der sie gegossen. Nicht unermähnt darf die Arbeit

des Schmiedmeisters Gaim aus Wilten bleiben. Er schuf für unsere Glocken — da die Glockenjode sowie die Lager in ganz gutem Zustand waren — neue Jode und verfertigte für jede Glocke Kugellager, wodurch das Läuten derselben bedeutend erleichtert wird.

Wir haben nur den einen Wunsch: Mögen die neuen Glocken Jahrhunderte hindurch klingen zur Ehre Gottes und zur Erbauung der christlichen Bevölkerung der Stadt Lienz.

## Billgrater Stücklein.

Von E. Angerle.

### 8. Die verschobene Kirche.

Die Billgrater haben sich eine Kirche gebaut und einen Freithof herum. Der war aber an der oberen Seite um drei Heubodshüpfen breiter geraten als an der unteren und störte ihren symmetrischen Sinn. Dem Uebel zu raten ward Mann, Weib und Kind zur Volksversammlung berufen, wie in allen insgemeinen Angelegenheiten. Und da man die unheilbare Trübung des symmetrischen Empfindens aller künftigen Billgrater nicht vor der Nachwelt verantworten wollte und zum Niederreißen und Wiederaufbau der Kirche nicht genug Tapferkeit da war, beschloß man, die Kirche um eineinhalb Heubodshüpfen zu überschieben. Von mehrstüdtiger Gefangenschaft in den eigenen Gruben waren aber die gescheiten Billgrater schon so aus der Weis witzig gemorden, daß sich alsobald eine Stimme aus der Menge bedächtig löste, um anzufragen, wie man denn wissen könne, wann die Kirche genug überschoben sei. Man riet und widerriet und vertagte dann die Volksversammlung in brüllenden Schweigen eines unentsiegelten Rätsels.

Aber noch am selben Abende schritt der große Pflörgen gegen das Vorsteherhaus und hatte über den Aufseln die Lösung der dunklen Frage hängen. Er war kein weicher Mann, aber als er wieder aus der Haustür trat, zerdrückte er im Auge eine Träne und mit dem andern schaute er durch's Stubenfenster wie einer, der den letzten Abschied winkt. Der Vorsteher aber hat erleichterten Herzens für den Sonntag noch Kirchzeit Mann, Weib und Kind auf zum großen Werke.

Scheußig und wunnlig schoben sich am Sonntag die Billgrater unter der Kirche herum. Nahe an der Wand lag etwas mit ausgebreiteten Armen am Boden und sah aus wie ein um den untersten Teil seines Wesens verkürzter Orientale im Gebete. Das war des Pflörgen seidenhaartiger, grün-schwarz-kalmuckener Sonntagsrock mit einer Buckellänge von genau eineinhalb Heubodshüpfen. Wenn die Kirche so weit überschoben sei, daß sie den Rock genau zudecke, stehe sie am rechten Flecke, erklärte der Pflörgen, der sein großmütiges Herz wieder mit dem gewöhnlichen Lodenjanger überhängt hatte. „Alsdann!“ kommandierte der Vorsteher, und alle rannten zur Nordmauer, indes der Kalmuckene als einsames Opferlamm liegen blieb. Auf des Zimmermanns weithallend schönes „Hoi—ho“ taten die Billgrater drei Schübe. Beim ersten wurden sie alle braunrot, beim zweiten krachten alle Hastein und Gurten, beim dritten pickten ihre etliche schön breitgehügelte an der Kirchwand. Die andern liefen um die Ecke und sagten Gott Lob und Dank, nur der Pflörgen tat einen Schnaufser, denn sein Hochzeitsrock war wirklich und gänzlich unter der Mauer verschwunden.

Gegen Abend ging einer mit einem Bängel über den Wald hinaus und noch etliche Winter sah man im Bänzgan einen Koller mit frausigen Hosens und Schuhen, aber mit einem Prachtrock aus bestem Kalmuck, den er auf einer Sommerreise ins Tirolische eines Sonntags im Impuls des Augenblicks erwaschen hatte.

## Die 4 Evangelisten vom Glanzerberg.

Von Oberlehrer Joh. Brugger, Brägraten.

Hoch oben im Gebirge stehen vier alte, wipfeldürre Wetterlärchen. Lang und hart ist dort der Winter, wenige Tage nur, wo der Sturm nicht seine eintönige, wilde Weise singt, kurz ist der Sommer und selbst der ist auch rauh und kalt. Der Wind hat ihnen Zweig um Zweig, Ast um Ast vom Leibe gerissen, der Blick hat ihre Gipfel zerschmettert und ihre Rinde zerfranst, aber trotzig und zöhe stehen sie da, und lassen schier gleichgültig alles Ungemach

über sich ergehen. Je ärger der Wind pfeift, desto tiefer graben sich ihre Wurzeln ein. Es ist ein magerer Boden, worauf sie stehen, aber es ist Heimaterde und der bleiben sie treu, bis sie endlich der Sturm in eine Schlucht hinunterwirft, wo sie dann wertlos liegen bleiben und vermodern. Nutzlos und wertlos scheint ihr Leben, ihr horter Kampf wars Dasein. Achlos geht man daran vorüber und wenn sie nicht mehr da sind, sind sie halt eben nicht

mehr da. Aber sie füllen den Platz aus, der ihnen von der Natur zugewiesen ist. An ihnen bricht die erste Gewalt des Sturmes, ihr Leben — und ist es auch ein armes Leben — gibt Wärme und wenn mancher Weichling im Tale aufschauen möchte zu diesen knorrigen Gesellen, er müßte zufriedener werden mit seinem Geschick.

Ich will im Nachfolgenden von vier alten Männern erzählen, welche gleich alten Welterlärchen auf der Schattenseite des Lebens standen, welche des Lebens Ungemach und Not im ausgiebigsten Maße zu kosten bekommen, aber in ihrer Art und Weise treu und fest standhielten, mit vollen Lügen die weidigen Sonnenblicke trankend, welche ihnen die Stiefmutter Natur vergönnte.

Heilige waren es fast keine, aber kruzbrave Leute waren es, die vier Herbergsmänner in Zapfing. Und weil den Armen im Geiste das Himmelreich in sichere Aussicht gestellt wurde, ist auch gar kein Zweifel, daß sie in der andern Welt keine Heberger und Bettler mehr sind, sondern im Himmelreich an der Tafel des allgütigen Vaters Sit und Stimme haben.

Evangelium hat keiner von ihnen eines geschrieben, schon aus dem schätzbaren Grunde nicht, weil sie des Lesens und Schreibens vollständig unkundig waren. Geheißten haben sie Mak (Matthias) und Stanis (Stanislaus) und Toma (Thomas) und Wies (Sobias). Gewiß haben sie auch einen Schreibnamen gehabt und sind dieselben nicht nur im Buche des Lebens, sondern auch in den Pfarrmatriken von Matrei i. D. verzeichnet, aber ich habe mich um dieselben nicht gekümmert. Ich habe sie genommen, wie sie waren und so will ich sie auch den Lesern der Heimatblätter vorführen. Vier Originale, Naturmenschen, ohne welche ich mir meine Heimat nicht vorstellen kann.

Mitten im Walde stand das dem Roaner Wajtl gehörige Häuschen recht idyllisch und einsam am Fuße des Falkensteins, umgeben von hausgroßen Steinblöcken, umrauscht von mächtigen Fichten und Lärchen. Neben dem Häuschen der aus einem mächtigen Lärchenstamm ausgehakte Brunnenrog, vor demselben ein winziges Gärtchen, das war die Behausung der vier Männer, welche das Schicksal hier zusammengewürfelt hatte.

Abgeschlossen, einsam und friedlich lebten sie eine Welt für sich, zufrieden mit ihren Kameraden, mit der Welt, mit ihrem Geschick.

Wie in jeder Republik war auch bei ihnen ein Oberhaupt. Hier hatte der Mag die Herrschaft an sich gerissen, welche er im Bedarfsfalle an den Toma abtrat. Er war ein kleines, verlungertes Männchen mit furchtbar ernstem, wichtigem Gesicht, ein ausgesprochener Choliker. Seine Füße stakten in zwei derben Holzschuhen und wurden nur des Sonntags und auf seinen Hausstergängen mit zweigrabgenäht und -genagelten niederen Bundschuhen vertauscht. Die Strümpfe, ledene Schneiderstrümpfe, und die Kniehose waren gewiß auch einmal neu und hatten eine Farbe, aber da der Mag seit

Menschengedenken die gleiche Hose trug, bestand sie eigentlich nur mehr aus Flecken und Nähten und die Farbe — Farbe hatte sie eigentlich gar keine mehr. Im ähnlichsten wären sie bald der Frühlingstoilette einer Modedame gewesen. Der Hinterleil bildete trotz der vielfachen Flicker zwei Falten, die bei jedem Schritte ihre Stellung wechselten. Da Magens Körper an jener Stelle, wo der Rücken seinen ehelichen Namen verliert, anstatt einer Ausbuchtung eine Einbuchtung aufwies, hatten zwei lichte, lederne Hosenträger ihre liebe Not, das Abwärtsziehen dieses höchst wichtigen Kleidungsstückes über den abschüssigen Körperteil zu verhindern. Der Rock war ein alter Matreier Faltenrock und das Hemd lassen wir das Hemd aus dem Spiele. Das einzige am Mag, was nicht geflickt war, war der Hut, der, der Farbe nach zu schließen, schon Generationen überdauert hatte und noch kühn ein Jahrhundert in die Schranken forderle. Leider hat er nach Magens Tode ein höchst unruhliches Ende gefunden. Mei Mütterlein hat sich daraus Filzschuhsohlen gemacht und dieselben zwecks besserer Erwärmung — es hatte halt immer zu kalt — solange auf den heißen Ofen gestellt, bis sie verbrannt waren.

Wöse Jungen — und wa gäbe es solche nicht — behaupteten immer, der Mag sei ein Binder. Im Herbst, wenn die Bauern das Getreide eingeheimt und ihr überschüssiges Vieh verkauft hatten, ging der Mag das erste Mal hausieren. Er trug einen Sack; man kann nie wissen, manche Bauern geben lieber etwas Mehl als Geld her, und wenn ein Bauer gerade ein Gefäß brauchte, um vielleicht Erbsen aufzubewahren, kaufte er dem Mag auch einen Wasserkrüger ab. Der zweite Hausiergang führte ihn in die Almten. Mein Gott, da hinauf konnte der alte Häuter doch keinen Sechser mitschleppen. Etwas Butter und Käse bekam er schon sowieso, aber beteln, nein, das tat er nie, das tat der Mag nicht. Der dritte, ausgiebigste Hausiergang war vor Weihnachten, wenn die Bauern geschlachtet, Bohnen und Erbsen gedroschen und ganze Haufen Kartoffeln eingekellert hatten. Dieser Hausierhandel galt vielfach den Bäuerinnen.

Zu diesem Zwecke hatte er sich mit einer gehörigen Anzahl Birkenreißerbesen vorgesorgt. Die jähesten Reiser aber hatte sich der fürsorgliche Mann schon bei der Arbeit fein säuberlich auf die Seite gelegt — für Bubentrüden. Manche mit Buben gesegnete und geplagte Hausmutter wartete ohnehin schon lange hart auf den Mag. Wir Buben waren freilich anderer Meinung; aber wer hätte sich jemals um die Meinung der Buben gekümmert?

Am Bartholomäustage wurde der Mag regelmäßig vom Jagdteufel geplagt. Da mußte er unbedingt auf die Gamsjagd gehen. Ich weiß nicht, hatten die Gemsen einen Kalender oder war es Zufall, daß gerade an diesem Tage auf dem ganzen Dürrenfelde (weiter Boden zwischen der Kendlspitze und dem Bretterkopfe) keine einzige Gemse zu finden war. Jedenfalls hielten sie es als das ratsamste, sich

schleunigt in die Kaiserseite hinüber in Sicherheit zu bringen. Und als ich einmal vom Maß als Treiber befohlen wurde und die Kaiserseite nach dem niederträchtigen Gensengesinde absuchte, um es dem Maß vor die Büchse zu treiben, war auch dort keine Klau zu finden. Nach mißlungener Jagd mutmaßte er ganz resigniert: „Werden wohl das Pulver „schmeckt“ (gerochen) haben.“ Wird wohl so gewesen sein es kann aber auch der Geruch von Maßens Hofe gewesen sein.

Hätte der Maß einmal seine Hausiergänge hinter sich, so war er für das Jahr eingedeckt, und wenn's nicht langte, so mußte halt der Roaner Waschl aus-helfen. Wozu wäre er denn sonst auch Hausbesitzer von Zupnig gewesen?

Glich der Maß in seiner Unverfrorenheit und Frechheit einem Spöken, so war der Stanis ein Kolkehlchen, das gerade Gegenteil. Er war die Bescheidenheit selber. Sein einziges Bestreben schien nur zu sein, ja niemanden lästig zu fallen. Fand er irgendwo im Walde ein Flecklein, wo gewiß kein Schaf oder keine Ziege hinkam, so legte er sich dort ein Kartoffelackerle an und wenn es auch nicht größer werden konnte, als ein Stubenflüsch. Wie liebevoll und sorgfältig er dieselben auch betreute, im Herbst war der Ertrag kaum größer als die Ausfaat. Es gab für den Stanis keine andere Mög-

lichkeit, als die Hilfe gutherziger Menschen in Anspruch zu nehmen.

Heute blutet mir noch das Herz, wenn ich zurückdenke, wie der halbverhungerte und halbblinde Häuter dahergeschlichen kam, wie schüchtern sich seine Bitte dem zahnlosen Munde entrang, wie zufrieden und dankbar er die kleinste Gabe hinnahm. Ich bin vollständig überzeugt: Um diesen Menschen haben sich der Roaner Waschl und die Roaner Mündl den Himmel verdient, denn: Selig sind die Barmherzigen, sie werden Gottes Barmherzigkeit in reichstem Maße erlangen. Es war nämlich gar nicht leicht, dem armen Stanis Almosen zu geben, ohne ihm in seiner Bescheidenheit wehe zu tun. Hätte er nur ein Prozent von Maßens Temperament gehabt, er hätte wahrlich keine Not gelitten. Wer dem mit der Geste des Pharisäers im Evangelium etwas schenkte, bekam gewiß einen Triumph, auf den er die Antwort schuldig bleiben mußte, aber der Stanis. — — — Der liebe, gute Roaner Waschl und erst die seelengute, treuherzige Mndl. Heimat! warum bringst du denn keine solche Menschen mehr heroor? Warum scheint denn die wahre, christliche Nächstenliebe, und der nach dem Ausspruch des göttlichen Lehrmeisters das ganze Gesetz und die Propheten hängen, ausgestarben zu sein?

(Schluß folgt.)

## Bücherschau.

U n i o s. Geschichte eines alten Pfliegerortes und einer alten Pfarre. Von Karl Maister. Diese ausgezeichnete Arbeit unseres bekannten und geschätzten Mitarbeiters Karl Maister, die eine Monographie von Antras darstellt und den Lesern der „Osttiroler Heimatblätter“ aus dem letzten Jahrgang bekannt ist, wurde nun in Form einer schaukeligen Broschüre (als Manuskript gedruckt) herausgegeben. Sie kann beim Verfasser selbst oder durch die Schriftleitung der „Osttiroler Heimatblätter“ bestellt werden.

„Tiroler Heimatblätter“. Heft 5, 6 empfiehlt sich wieder durch einen reichen und interessanten Inhalt, aus dem wir folgende Beiträge hervorheben: „Unsere häuerliche Badstube“, Von K. Sin-

wel. — Grundet Dorfmußen! — Achensee und Achenseewerk. Von H. Klingler. — Ortsnamen des Kaisergebirges. Von Dr. G. Buchner. — Alt-Kufsteiner Erinnerungen. Von Fr. Wolf. — Das Melchamgut in Wildschönau. Von J. Reinisch. — Seneshans. Von E. Grander. — Firsurkunden. Von J. Tremmel. — Der Weißacher Maibaum. Von E. Wagner. — Siegmundburg. Von Dr. H. Hamner. — Zur Geschichte der Ichthylgewinnung in Seefeld. Von Dr. K. W. v. Dallatorre. Die Fartzieher von Grins. Von H. Grissemann. — Tiroler Volksbräuche und ihr Zusammenhang mit dem Volkstum. (Das Scheimenlaufen.) Von J. Schuler. — Aus der Geschichte eines Gartenhauses. Von Dr. Hans Hohenegg. — Das Jagdschloß Maximilians in Steinach. Von Hans Hürtingl.

## Richtigstellung.

In dem Aufsatz „Florian Boldauf“, „Osttiroler Heimatblätter“, Folge 4, Seite 50, 2. Spalte, letzter Absatz, soll es heißen: „... Die schon im Jahre 1352 erbaute Pfarckirche zu Hall.“



# Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen



Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Anzeigenteil des Bezirkes Wien.

## Braut-Bilder Vergrößerungen

In moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

# Dina Mariner

vormals Unterratner

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!  
Insereieren Sie in den „Wiener Nachrichten“! Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

# Firma Alois Pichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihre  
Lager in

Grabmonumenten,  
Gedenksteinen,  
Grabplatten und  
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen  
Möbelplatten

Waschtischauflagen etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

Sämtliche Reparaturen prompt und billig!